

EAU DE COLOGNE



CLERMONT ET FOUET

1847 1947

555



Geertgen tot Sint Jans
Leiden 1465 — Haarlem 1495
Die Anbetung der Könige
Amsterdam, Rijksmuseum



Schweizerische Monatsschrift *Dezember 1946* *6. Jahrgang*

* *
*

* * *

Aus unserm Januarheft

MEISTERWERKE AUS ÖSTERREICH

I

Farbige Reproduktionen nach Velasquez, Terborch, Tizian, Dürer, Rembrandt

* * *

Farbige Reproduktionen von Handzeichnungen nach Greuze, Claude Lorrain, Poussin, Dürer, Raffael, Brueghel, Rubens, Rembrandt

Schwarz-weiße Wiedergaben nach Canalettos Stadt-Darstellungen aus dem Wien des 18. Jahrhunderts

* *

Texte führender Kunstkenner zur Erläuterung der Werke aus österreichischen Sammlungen. Wiener Leben im Spiegel der Literatur. Oesterreichische Lyrik von heute

*



Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Zürich 4, Morgartenstr. 29, Telephon 25 17 90
Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger
Insertionstarif auf Verlangen
Abonnement jährlich Fr. 26.50, Ausland Fr. 34.50
Einzelheft Fr. 2.80

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstr. 29 Telephon 25 17 90 Postscheckkonto VIII 3790

* * *

La belle précision





JEZLER
ECHT SILBER


D.45.
MYSTÈRE
Parfum du Chevalier D'Orsay
D'ORSAY
PARFUMEUR - PARIS

FÜR DIE «NAVY»

IST NUR DAS BESTE

GUT GENUG



Wir, draußen auf dem Wasser, können Mittelmäßiges nicht brauchen. Allzuoft hängen wir von der Zuverlässigkeit irgendeines kleinen Dinges ab. Darum verlangen wir die besten Maschinen, die flottesten Männer, die genauesten Instrumente — und vielleicht zu Hause auch die hübschesten Mädchen.

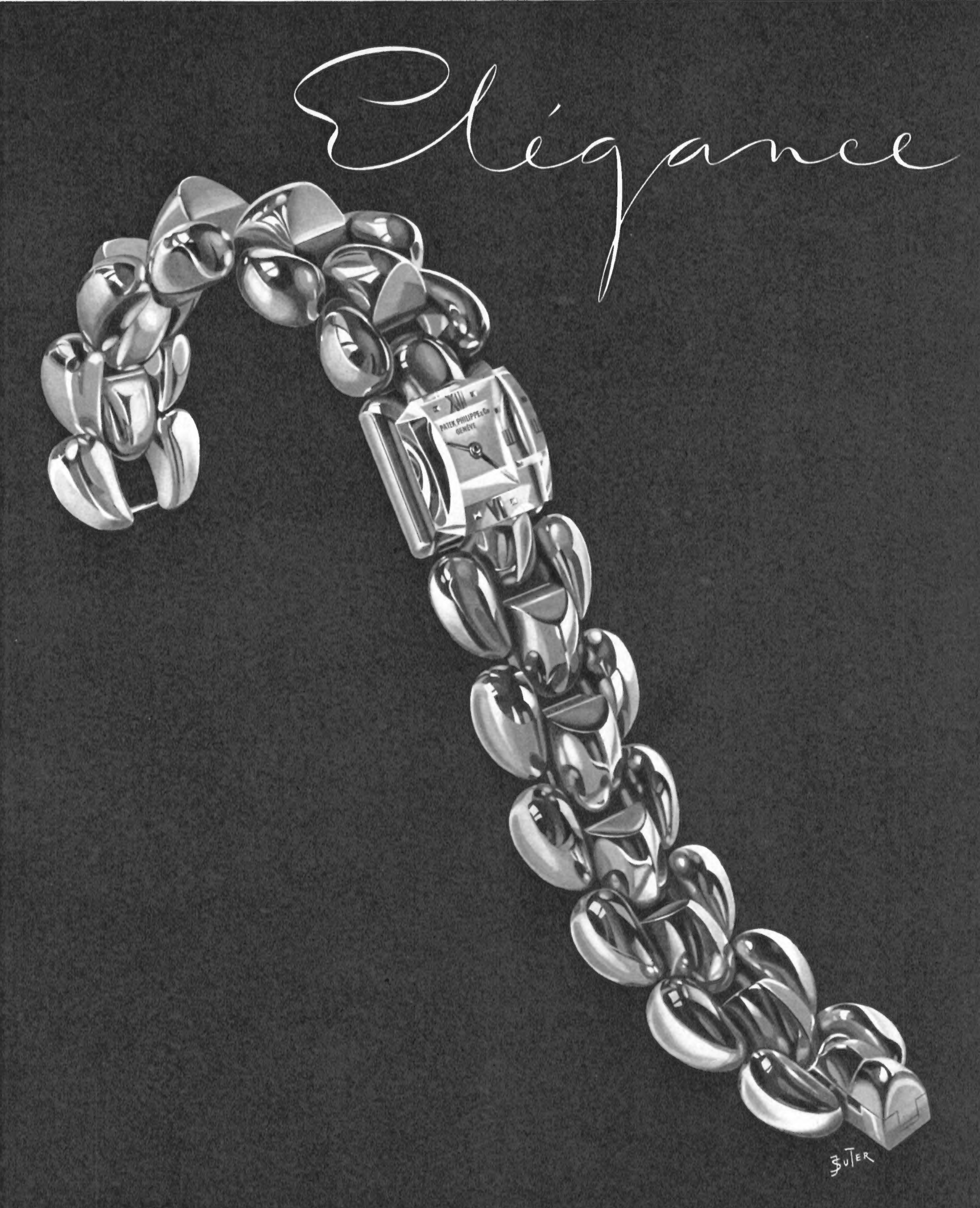
KOLYNOS A SCIENTIFIC DENTAL CREAM
CLEANSING ANTISEPTIC GERMICIDAL DELICIOUS
KOLYNOS
KOLYNOS DENTAL CREAM

Ja, wir prüfen sorgfältig und urteilen hart. So auch in persönlichen Dingen. Unser Körper muß stets «in Form» sein. Unsere Muskeln müssen elastisch bleiben und unsere Zähne gut. Wir können kein Zahnweh brauchen, wenn wir 1000 Meilen vom nächsten Zahnarzt sind. Wie wir uns schützen? Mit Kolynos! Wir pflegen die Zähne regelmäßig damit, denn wir wissen, daß es am besten die Zersetzung und den Zahnstein bekämpft. Der dicke, feinporige Kolynosschaum sorgt wunderbar dafür, daß die Wirkstoffe auch in die feinsten Ritzen dringen. Und die herrlichen ätherischen Oele in Kolynos erfrischen so wunderbar, daß man diese Morgen- und Abendkur nicht missen kann. Haben Sie schon ausprobiert, wie sehr Kolynos einen belebt, wenn man schläfrig ist? Wir wissen es von den langen Nachtwachen auf der Kommandobrücke. Wirklich, nichts schützt uns besser als Kolynos.

Last thing at night — first thing in the morning

KOLYNOS

Whitehall Pharmacal Co., New York, U.S.A.



Élégance
PATEK, PHILIPPE & C°.
22, GRAND QUAI GENÈVE

AMSTUTZ & HERDEG

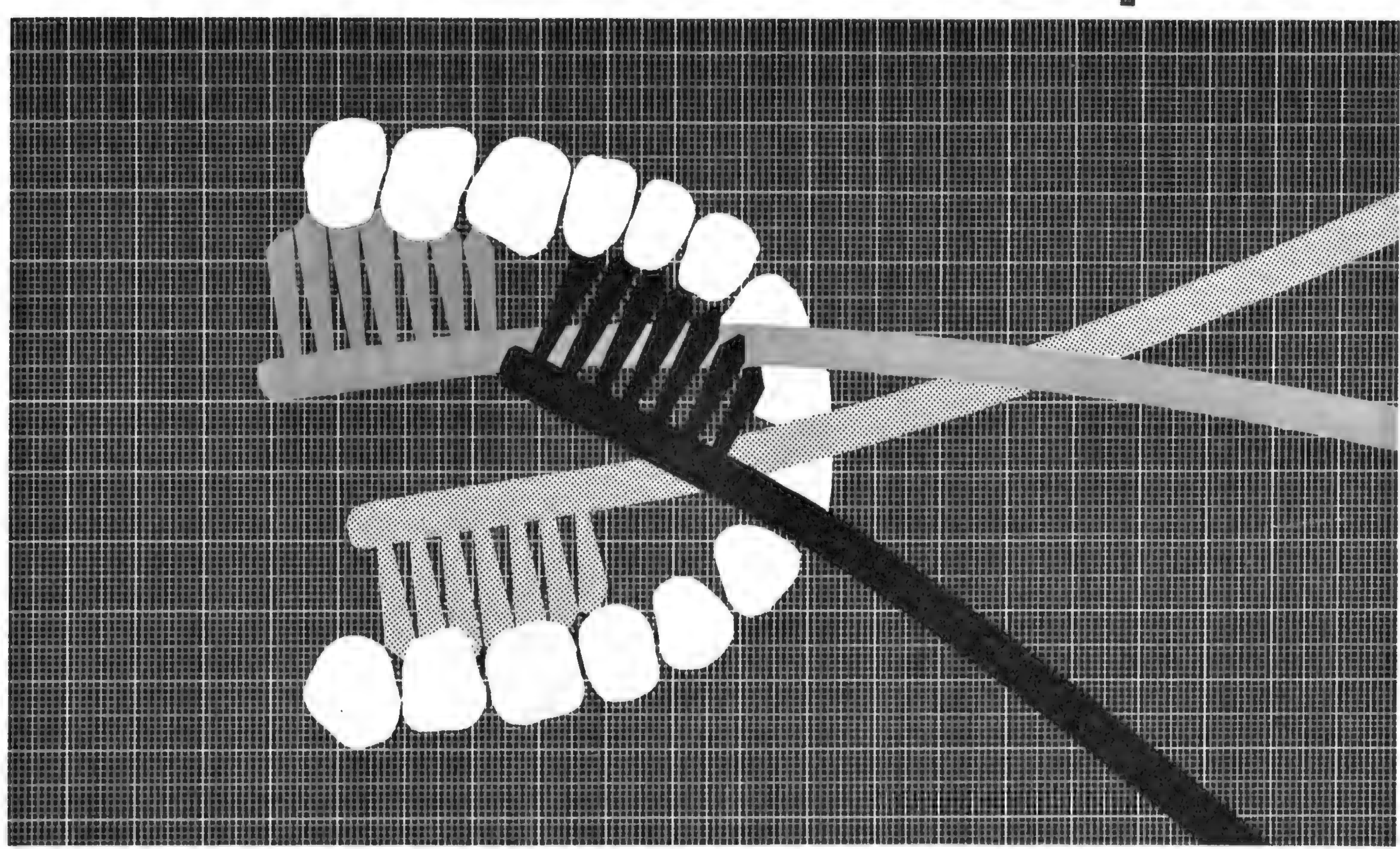


International Watch Co.

SCHAFFHOUSE (SUISSE)

FABRIQUE D'HORLOGERIE
E. HOMBERGER-RAUSCHENBACH

Endlich die Zahnbürste die zu Ihren Zähnen passt



Endlich die Zahnbürste, die genau nach den Maßen des Zahnbogens und entsprechend den Bewegungen der richtigen Zahnreinigung bemessen und geformt ist. Gewiß kann man mit jeder Zahnbürste im Munde herumfahren. Gewiß kann man mit jeder Bürste eine bestimmte Reinigungswirkung erreichen – durchgreifend reinigen wird man aber mit Tek. Die Länge der Bürste ist so, daß sie auch an der engsten Stelle des Zahnbogens überall angreift. Die Form der Bürste ist so, daß man sich nie verletzen kann. Der Schnitt der Borsten ist so, daß die Interdentalräume gründlich gereinigt werden, jene gefährlichen Engpässe zwischen den Zähnen. Dort halten sich sonst auch bei kräftigem Bürsten Speisereste fest, die in Gärung übergehen und die gefürchtete Interdentalkaries hervorrufen, die Karies, die zwei nebeneinanderstehende Zähne gleichzeitig verwüstet.

Die Tek-Zahnbürste konnte geschaffen werden, weil amerikanische Wissenschafter die zahlreichen Probleme der Zahnreinigung zusammenhängend erforschten. Nehmen Sie einmal Tek in die Hand – in dem Moment werden Sie begreifen, welch großer Fortschritt hier erreicht worden ist. Fr. 2.50 medium/hard.

Haben Sie sehr eng stehende Zähne, so reinigen Sie die gefährlichen Druckstellen zusätzlich mit New-Era-Zahnseide. Sie werden manchen Zahn gesund erhalten.



JOHNSON & JOHNSON INTERNATIONAL



AGENT EXCLUSIF POUR LA SUISSE: LOUIS GERSTER, 54, RUE DU STAND, GENÈVE

Um
1536

GOLD UND SILBER IM WANDEL DER ZEITEN

Aehnlich wie in Italien, so interessierten sich auch in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert namhafte Künstler an der Gestaltung des Schmuckes. So schaffte Heinrich Aldegrever, ein Schüler Dürers, eine ganze Anzahl Schmuck-Entwürfe. Das Bild ist charakteristisch für die überaus reiche Verwendung von Schmuck zu jener Zeit.



Der Herr von heute trägt wenig, stets aber echten Schmuck.





MANUFACTURE DES MONTRES DOXA
LE LOCLE-SUISSE
FONDÉE EN 1889

LA MONTRE DE QUALITÉ



Parfum
PiRAUD
N°44
Parfum
PiRAUD
No. 44
PARFUM PIRAUD N° 44: FR. 5.—, 12.—, 16.50, 21.—, 50.—, 100.—. EAU DE COLOGNE AU PARFUM PIRAUD N° 44: FR. 5.10, 9.—, 15.—.



FRÖHLICHE WEIHNACHTEN

Die Sterne der Winternacht stehen zu unsern Häupten, in den Stuben brennen die Lichter am Tannenbaum, ein Ruch und Räuchlein steigt von angesengten Zweigen gelegentlich in die Höhe, wie das ganze Jahr hindurch keines aufsteigen darf in einem ordentlichen schweizerischen Wohnzimmer.

Christi Geburt feiern wir, einen Geburtstag, der eintausendneunhundertundsechsundvierzig Jahre weit hinter unsern Tagen zurückliegt, ein geschichtliches Ereignis, das zugleich etwas ganz anderes ist als jeder andere wichtige Menschheitsvorfall, der nach treulich erforschten Urkunden uns von den Geschichtslehrern immer wieder vorgetragen wird, wie etwa die Taten Alexanders des Großen, Cäsars oder Napoleons. Christi Geburtsfest ist ein Gedenktag und zugleich etwas ganz anderes, ganz Lebendiges, Wirkliches, immer Neues, Einmaliges nach dem Wort: Euch ist heute der Heiland geboren.

Christus hat kein geschriebenes Zeugnis hinterlassen, obgleich seine Zeit eine blühende Schriftstellerei wohl kannte, seiner erhaltenen Aussprüche sind wenige, sein Leben und seine Lehre sind eins, während wir alle vor dem klaffenden Abgrund stehen, der zwischen Rede und Handeln bei uns sich auftut. Weil Tat und Wort eins bei ihm sind, darum ist er unser höchster Lehrer der Wahrhaftigkeit, darum sind seine Worte wie keine andern getränkt von Weisheit und Lebenswahrheit, daß wir schwach und unzulänglich in fast zwei Jahrtausenden mit Auslegen, Wiederholen, mit Bemühung und Entgegnung, mit Ausweichen und Gehorsamsversuchen nicht fertig geworden sind. Wie hat unser Wissen sich gemehrt seit jenen Tagen des Pontius Pilatus, wieviel schneller sind wir geworden, wieviel weiter reicht unser Ohr und wieviel weiter sehen unsere Augen in die Fernen des Himmels und ins Innerste der Dinge; aber des Heilands ruhige Gänge über die Hügel von Nazareth sind ein unvermindert großes Ereignis geblieben, und sein Blick ins Menscheninnere hat das Kostbarste zutage gebracht: Siehe, das Himmelreich ist inwendig in euch. Die bloße Wendung zu ihm bedeutet Verwandlung, so auch am Weihnachtstage: die Freundlichkeit des Schenkens, auch das Jahr hindurch gelegentlich geübt, im Schein der Kerzen, an Christi Tag bekommt sie einen erhöhten Sinn, es kommt so sehr nicht auf die Gaben selber an, sie sind gültig und des rechten Wertes voll nur durch die Liebe, mit der sie gegeben werden. Das Kleinste wird dem Größten gleich, und der Schenkende ist an diesem Tag allemal auch der Beschenkte, durch die Liebe, die er empfindet. An Weihnachten geben wir, ohne nach Recht und Verdienst genau zu fragen; das schwierige und ungeratene Kind wird wie die andern bedacht oder gar mehr, denn was hat Christus zu den Jüngern gesagt, als sie am See zögernd standen und auf ihr Tagewerk wiesen: Ich will euch zu Menschenfischern machen.

Wir haben eine weihnachtliche Gabe auch für das Kind des Feindes oder für ein gänzlich unbekanntes, niegesehenes, irgendwo in der Welt, auch für einen vergessenen oder notleidenden Großen, einen Verkannten, gar für einen Unbeliebten, für den oder jenen Geringen in unserm Umkreis, den wir vor lauter alltäglicher Begegnung das Jahr hindurch kaum mehr beachten, solches alles, damit wir im rechten Sinn es sagen und es vernehmen können, das schöne Wort: Fröhliche Weihnachten!

Traugott Vogel?

Photo Spühler-Schultheß

Weihnachten

Markt und Strassen stehn verlassen,
still erleuchtet jedes Haus,
sinnend geh ich durch die Gassen,
alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
buntes Spielzeug fromm geschmückt;
tausend Kindlein stehn und schauen,
sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
bis hinaus ins freie Feld,
hehres Glänzen, heilges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
aus des Schnees Einsamkeit
steigt ein wunderbares Singen —
o du gnadenreiche Zeit.

Eichendorff

Vor Weihnachten im Kindergarten. Farbphoto Gotthard Schuh



NILS NILSSON SKUM *der Renntierhirt erzählt von seiner Herde*

NILS NILSSON SKUM kam in einem lappländischen Zelt auf dem Tjiurotuottar-Fjäll in Karesuanda im Jahre 1872 zur Welt. Sein Vater stammte aus dem norwegischen Finnmarken. Wegen Grenzschwierigkeiten mit dem damals russischen Finnland hatte er seine Heimat verlassen müssen und war schließlich mit seiner Familie, seinen Renntieren und seinem ganzen Besitztum südwärts gezogen, bis ein Weideland im nördlichsten Schweden, in Norrkaitum, seinen Wünschen entsprach. Dort in den Bergen am Kebnekaise hat Skum als Renntierzüchter und Nomade gelebt oder lebt da noch heute.

Er hat früh Begabung zum Zeichnen gezeigt. Ein reisender Engländer wollte den Knaben mitnehmen und ausbilden lassen. Der Vater ließ darauf sich nicht ein. Der Junge blieb schön zu Hause, mußte seine Begabung auf eigene Faust entwickeln, sofern er die nötigen Utensilien zur Hand hatte. Niemand hat ihn je unterrichtet, er ging, wie er sich ausdrückte, nicht einmal in die Katechismusschule. Mit der Zeit aber machten seine Zeichnungen ihn unter Touristen und Lapplandforschern bekannt, schließlich bekam er durch den schwedischen Nomaden-Schulinspektor Bergström den Auftrag, das Leben der Lappen in Zeichnungen darzustellen. Ein langgehegter Wunsch Skums war in Erfüllung gegangen.

Mit welcher Liebe war er am Werk! Mit dem Bleistift verkündet er das Lob des Renntiers, das Zeichnen ist ihm ein Mittel, um den Lappen wie auch den Schweden zu zeigen, wie das Nomadenleben aussieht, wie die Herde nach bestimmten Gesetzen sich sammelt, sich bewegt, sich formt, geleitet von den rätselvollen Instinkten, ein urweltliches Gebilde. Die meisten Skum-Zeichnungen befinden sich heute im Nordischen Museum in Stockholm, das in einem Buch etwa hundertfünfzig Blätter herausgegeben hat, welche einen Jahrkreis des Renntierlebens umfassen. Nils Nilsson Skum — Ernst Manker: Same Sita-Lappbyn, Bokförlags A. B. Thule, Stockholm. Einige Winter-Schilderungen sind hier mit freundlicher Genehmigung der Museumsleitung wiedergegeben.



Nils Nilsson Skums alte Tage. Er lebt in einer Kota in Norrkaitum, hat seine Kindeskinder um sich, während das arbeitende Volk im Gebirge sich befindet. Die Buben des Lagers tun gern einen Blick in sein Skizzenbuch.

Aufnahme Dr. Manker, 1937

Aus dem Winterlager in den tiefgelegenen Wäldern ist die Renntierherde mitsamt den zugehörigen Menschen und Hütten zuerst ins Frühlingslager in den niedrigen Bergen gezogen. Dort kamen im Schnee an der Maisonne die jungen Renntiere zur Welt. Jetzt wird's wärmer und wärmer, die Tiere streben nach den höher gelegenen Regionen. Aufbruch! Die Ochsen werden mit allem Nötigen beladen, was zum Bau der Kota, des Lappen Hütte, nötig ist. Zwei Männer suchen hier ein paar Ochsen zu zähmen, die noch nie eine Last trugen. Frauen mit Säuglingen, Hunde, Hüttenteile, Packkisten, alles ist da ausgebreitet zu sehen, was zum Dasein des Nomaden gehört.



Ein Renntierwächter bringt ein versprengtes, vor dem Wolf geflohenes Rudel Tiere zurück.



Von den sommerlichen Bergen sind die Renntiere, mit einem Aufenthalt im Herbstlager, schließlich wieder ins Winterlager in die tiefer gelegenen Wälder gekommen. In den Frostnächten heulen die Wölfe. In der Morgendämmerung ist der Wächter eingeschlummert. Plötzlich wilder Lärm in der Herde, Stampfen, Brüllen! Der Wolf! Der Hirte fährt auf. In der Dunkelheit kann er den Wolf nicht sehen. Der greift nicht gern die versammelte Herde an, sondern versucht erst, sie auseinander zu treiben. Mehrere Wölfe sind hier am Werk, vorn links hat einer einen Ochsen schon angefallen gehabt, ihn aber beim Geschrei des Wächters wieder losgelassen.



Der Wolf hat ein abgesprengtes Renntierrudel gejagt und die Jungtiere getötet. Die kräftigen andern sind nicht so leicht zu kriegen. Das Rudel sucht ein weites Feld mit Hartschnee und reingefegten vereisten Stellen auf. Kommt der Wolf, rasen sie darauf fort, er vermag sie nicht einzuholen. Für die Nacht suchen die Tiere eine Mulde auf, begeben auf Zickzackwegen sich dahin und gehen so mit dem Wind, daß sie den Wolf zu wittern vermögen, falls er ihren Spuren folgt.

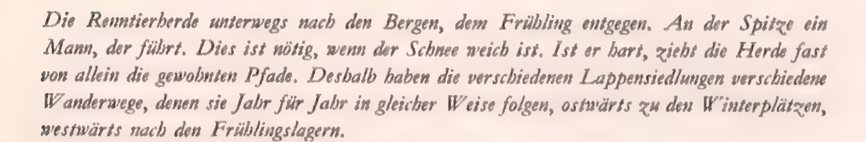
Wenn der Schneesturm die Landschaft in wirbelnden Nebel einhüllt, gilt es für die Renntierwächter, Schutz in ihrem Schlafzelt zu suchen. Die Herde kreist indessen ruhelos im Rund, bis das Schlimmste vorüber ist.



Renntier-Scheidung im Winter. Zwei Herden haben sich vermischt, dies geschieht bei schlechtem Wetter, bei schlechter Weide, wenn Wölfe die Herde versprengt haben. In der Mitte steht der Rest der Mischherde, rechts und links die bereits ausgeschiedenen Tiere, dazwischen die Lappen. Der jeweilige Eigentümer steht nicht bei seiner Herde, sondern stellt auf der Gegenseite sich auf, so daß er seine Tiere, welche den falschen Weg nehmen wollen, nach der Mitte zurücktreiben kann.



Im Winterlager, Frühlingswind ist schon spürbar. In großen Rudeln halten die Wächter ihre Tiere beisammen, suchen Hügel mit guter Weide und losem Schnee. Im Lager rüstet man sich indessen zu einer Marktreise. Der Pulk, der halbgedeckte Renntierschlitten, und die offenen Lastschlitten werden hervorgeholt. Ein Ochse wird geschlachtet. Vom Markt bringt man die Notwendigkeiten für die große Sommerreise mit.



Die Renntierherde unterwegs nach den Bergen, dem Frühling entgegen. An der Spitze ein Mann, der führt. Dies ist nötig, wenn der Schnee weich ist. Ist er hart, zieht die Herde fast von allein die gewohnten Pfade. Deshalb haben die verschiedenen Lappensiedlungen verschiedene Wanderwege, denen sie Jahr für Jahr in gleicher Weise folgen, ostwärts zu den Winterplätzen, westwärts nach den Frühlingslagern.



DER ARZT VON WEISSENHASEL

Novelle von Werner Bergengruen

Einem niederhessischen Landedelmanne, der seit langem krank war, träumte es in der Nacht vor Pauli Bekehrung als seinem Namenstage, seine Erlösung sei nahe. Dies klingt unrichtig, denn es träumen einem ja Bilder und Vorgänge, nicht Ergebnisse. So wird sein Traum auch eine Handlung enthalten haben und von vielerlei Bildern durchwoben gewesen sein. Allein, das alles hatte er beim Erwachen vergessen. Er wußte nur noch, daß ihm mitgeteilt worden war, seine Erlösung sei nahe; doch konnte er sich durchaus nicht erinnern, ob sich ihm dieser Satz etwa durch den Anblick einer Schrift oder durch eine Stimme vermittelt hatte und, wenn es denn eine Stimme gewesen war, wem sie wohl hätte gehören können.

Er grübelte lange darüber nach, was unter der nahen Erlösung zu verstehen sei, und je nach seiner wechselnden Gemütsverfassung meinte er bald, es werde ihm sein bevorstehender Tod, und bald, es werde ihm seine Heilung angezeigt. Manchmal verschmolzen sich ihm auch diese beiden Möglichkeiten zu einem einzigen Gedankengebilde, wiewohl er sich eine solche Verschmolzenheit noch weniger zu deuten wußte als die rätselhafte Art, in welcher die Botschaft ihm zugekommen war.

An eine Heilung hatte er seit längerem keinen Glauben mehr, und wenn er sie mitunter dennoch für möglich gehalten hatte, so meinte er gleich danach, einem Selbstbetruge erlegen zu sein. Die Krankheit bestand in einer unförmigen, bald weicheren, bald härteren Geschwulst zwischen dem linken Hüftknochen und dem Brustkorbe; aber sie war längst über ihren ursprünglichen Ort hinausgewuchert, sichtbarlich nach außen hin, aber, wie es schien und wie die Aerzte annahmen, auch nach innen, denn anders vermochte man sich die furchtbaren Schmerzen, die Beklemmungen des Atems, die Schlaflosigkeit und die häufigen Fieberanfälle, denen er ausgesetzt war, nicht zu erklären.

Er konnte nicht gehen, der Wechsel zwischen Bett und Lehnsessel war ihm zur Qual geworden, und er hatte alle Lebenshoffnung verloren. Die Aerzte, die er zu sich kommen ließ, versuchten mancherlei, aber zuletzt lief es doch immer auf Bäder, Umschläge, Blutegel, Aderlässe und Medikamente hinaus. All das tat keine Wirkung. Zum Schneiden mochten sie sich nicht entschließen, indem sie der Meinung waren, die Kräfte und insbesondere das Herz des Kranken seien bereits so geschwächt, daß der Eingriff tödlich verlaufen müsse.

Während er in seinen einsamen Nachtstunden bald mit Hoffnung, bald mit Schauder, bald mit einer schwermütig friedevollen Ergebenheit der angekündigten Erlösung nachsann, kam es ihm in den Sinn, daß er vielleicht, was nun jenes Wort auch bedeuten mochte, nicht recht tue, seiner Erwahrung untätig entgegenzuharren. Ja, es wurde ihm gewiß, daß er zum Handeln aufgefordert worden war, so sehr auch jegliches Handeln außerhalb der Bedingungen seines Zustandes gelegen schien.

Diese Gedanken beschäftigten ihn durch eine Reihe seiner elenden Tage. Dann fiel es ihm ein, daß ihm seine in Ziegenhain lebende Schwester bei ihrem letzten, nun schon ein Jahr zurückliegenden Besuche von der medizinischen Fakultät der Universität Marburg gesprochen hatte; dort gebe es gelehrte Heilkünstler von Ruhm und Geschick, vielleicht würden die ihm helfen können. Damals hatte er nur schwermütig geseufzt und eine abschätzige Handbewegung gemacht, denn er hatte ja Aerzte genug bei sich gehabt und es war doch nicht denkbar, daß er eine so weite Reise unternahm. Jetzt aber sagte er sich: «Ist mit meiner Erlösung die Heilung von meinem Leiden bedeutet, warum sollte ich sie nicht in Marburg finden? Und alsdann werden auch die Beschwerlichkeiten der Reise sie nicht hindern. Ist aber mein Tod gemeint, so können sie ihn beschleunigen, und was begehre ich denn Besseres?»

Es war nicht so, daß er der ihm im Traume gewordenen Mitteilung einen unbedingten Glauben schenkte, aber indem er entschlossen war, sich probeweise so zu verhalten, als täte er es, fühlte er etwas von der erkräftenden Wirkung eines aufgenommenen Gedankens und vorgesetzten Zieles. Und es war ja nichts mehr, das er noch zu verlieren hatte.

Er begann nun mit den Zurüstungen zur Reise. Sie bestanden vor allem darin, daß eine große Kutsche dergestalt umgebaut wurde, daß sie eine Art Bett aufnehmen konnte und ein Liegen in ausgestreckter Körperhaltung gestattete.

Endlich, es waren seit jenem Traum zwei Monate verflossen, und das zeitige Frühjahr hatte viel Milde und Sonnenschein, ließ er sich auf einem Mitteldding zwischen Bahre und Bett zur Kutsche tragen, die vor dem Portal seines bescheidenen Schlößchens hielt. Außer dem Kutscher sollten zwei Bediente seine Reise teilen.

Da jeder Stoß, es sei nun auf Landstraßen oder auf dem ungleichen Pflaster der Städte, ihm heftige Schmerzen verursachte,

In der Weihnachtswoche im Bauernhaus. *Photo Tuggener*

wurde nur Schritt gefahren, und die Reise ging mit großer Langsamkeit vonstatten.

Es war das erstemal seit vielen Jahren, daß er seinen Besitz verließ, und die Fahrt geschah in Trübseligkeit wie die eines Leichenwagens. Allein, allen Behinderungen zum Trotz kam doch ein wenig von jener ahnungsvollen Bereitschaft über ihn, die von jedem Aufbruch aus dem seßhaften und scheinbar unabänderlichen Zustande erzeugt wird. Und hierzu trug wohl auch eine Gepflogenheit bei, die sich bereits am zweiten Reisetag entwickelte. Denn wenn es ihm in der Dumpfheit des geschlossenen Wagens nicht mehr recht erträglich scheinen wollte, dann ließ er halten, ließ sich hinaustragen und sich auf einige Decken und Kissen in das junge, hell glänzende Gras am Straßenrande niederlegen. Da erquickte er sich an der linden Luft, am Sonnenschein und an den Tönen der Lerchen, welche über den Saatäckern sangen. Er sah den Kiebitzen und Bachstelzen zu, und einmal, als ein hüpfender Frosch mit dem Hinterbein seine offen liegende Hand streifte, da erschütterte ihn eine rätselhafte Freude, und er sprach von diesem unbedeutenden Vorfall noch am folgenden Tage viel zu seinen Bedienten.

Er hatte ursprünglich vorgehabt, in Ziegenhain anzukehren und bei seiner Schwester eine Reihe von Tagen zu rasten. Dann jedoch dünkte es ihn unleidlich, jetzt Ratschläge und Mitleidsbezeugungen anhören zu müssen, und er beschloß, den Besuch bis auf die Rückfahrt von Marburg zu verschieben, wenn ihm denn eine solche Rückfahrt beschieden sein sollte.

Er näherte sich bereits der Eder, als er, im Fahren eingenickt, abermals einen Traum hatte, welcher jenem ersten verwandt zu sein, ja ihn gar fortzusetzen und zu ergänzen schien. Nämlich es wurde ihm, und wiederum in einer Weise, deren er sich nach dem Erwachen nicht mehr zu entsinnen vermochte, die Mitteilung gemacht, er möge sich nach Weißenhasel begeben; dort sei der Arzt, der ihn heilen könne.

Dieser Traum erregte ihn sehr. Er fragte sich, ob zwischen beiden Träumen ein Zusammenhang stattfinden könne. Entschloß er sich, einen solchen zuzugeben, so durfte er sich sagen, daß die in jenem ersten Traum verheißene Erlösung die Wiedererlangung seiner Gesundheit habe bedeuten wollen.

Der Ortsname Weißenhasel war ihm fremd, ja er war sich nicht einmal sicher, daß es einen Ort solcher Benennung überhaupt gebe. Er fragte seine Leute, aber auch die hatten ihn noch nicht erwähnen hören. Da trug er ihnen auf, sich unterwegs zu erkundigen. Nicht lange, und es wurde ihm gemeldet, dies sei ein Ort zwischen Fulda und Werra, an einem Flusse namens Hasel gelegen, der sich in die Sontra ergieße, so daß also sein Wasser der Werra und zuletzt der Weser zugeführt werde. Jetzt meinte der Kranke, es sei ja möglich, daß er den Namen einmal gehört und wieder vergessen, in einer verschwiegenen Kammer seines Inneren aber unwissentlich aufbewahrt habe, aus der er nun auf irgendeine Art emporgestiegen oder emporgetragen worden sei. Mit dieser Erwägung hatte er dem zweiten Traume etwas von seiner Bedeutsamkeit genommen, und so sagte er sich bald darauf, es wäre ja töricht, wollte er sich durch ihn von der Marburger Reise abbringen lassen. Wo käme man hin, meinte er, wenn man in den bunten Tollheiten eines jeden Traumes eine Leitschnur für das Handeln des wachen Tages erblicken wollte? Allein, er fühlte, wie sich hiermit die Sache nicht abtun lassen mochte. Je mehr er sich der Stelle näherte, an welcher er, wäre er anders zur Reise nach Weißenhasel entschlossen gewesen, von der Landstraße nach Osten hätte abbiegen müssen, um zwischen Alt- und Neumorschen die Fulda zu überschreiten, um so mehr nahm eine eigentümliche Unruhe von ihm Besitz. Konnte er nicht den Versuch machen? War er denn wirklich aussichtsloser als die Reise nach Marburg, die er doch auch ins Ungefähre hinein unternahm? Und kam es denn auf den Umweg an? Wie aber, wenn sich der Umweg als sinnlos erwies, und vielleicht kam er gerade um die Zeit, die er auf ihn verwandt hatte, in Marburg zu spät an? Konnte es dort nicht heißen, der und der Professor ist gerade vorgestern abgereist und er wird erst in Jahresfrist wieder zur Stelle sein? Oder jener andere hat einen Ruf nach Padua angenommen, wäre der Herr nur drei Tage eher gekommen, so hätte er ihn noch sprechen können? Oder gestern ist er vom Schlage getroffen worden, vorgestern hat er noch Patienten empfangen und binnen kurzem die Ursache ihrer Leiden und welche Abhilfe nötig sei, ausgemittelt? Ja, konnte nicht am Ende so etwas wie der Dämon der Krankheit ihm diesen Traum eingehaucht haben, damit er, nach Weißenhasel reisend, sich selbst um die Heilung betrüge und jener Dämon in seiner Herrschaft unangefochten bleibe? Und was für ein Arzt denn konnte in einem elenden, kleinen Orte gefunden werden? So beschloß er zuletzt, seine Reise in ihrer vorgeplanten Richtung fortzusetzen.

Er hatte nun schon die Eder überschritten und die Schwalm auf einem Teile ihres Laufes begleitet und hatte sich unweit des Dorfes Schlierbach ins Gras legen lassen. Die Straße, welche ja den großen Post- und Handelsweg nach Oberhessen und nach den Maingegenden bildete, war recht belebt, doch kümmerte es den Kranken wenig, daß viele Fußgänger, Reiter und Wagenfahrer aus allen Ständen neugierig oder verwundert zu ihm hinüberblickten. Er war in unruhigen Gedanken und bedrückt von der Vorstellung einer Versäumnis, doch mochte er gleichwohl nicht den Befehl zur Umkehr und zum Abzweigen von der Straße geben.

Während er dort so lag, schien es ihm, als wollten jenseits des Wagens seine Bedienten einem Heranstrebenden mit einiger Grobheit den Weg verstellen und ihn davonjagen. Er rief sie an, was es denn gäbe, und als sie kamen, da drängte hinter ihnen gleich jener Mensch nach, dem sie den Zugang zu ihrem Herrn hatten verlegen wollen. Es war ein noch sehr junges, ja kindhaftes zigeunerisches Mädchen, mehr luftig als lumpig gekleidet, und die Grellheit der Farben hatte nichts Verletzendes. Auch ihre Gebärden und Bewegungen hatten nicht die Andringlichkeit, welche in ihrem Stamme gewöhnlich ist. Mit ihrer fremdartig klingenden Stimme und Aussprache redete sie ihn an, und es rührte ihn, daß sie nicht «gnädiger Herr» oder nach zigeunerischer Art «schöner Herr» zu ihm sagte, sondern ihn «armer Herr» nannte. Er erfaßte nicht jedes ihrer Worte, doch verstand er, daß sie ihm Zukunftsaufschlüsse anbot. Er hatte, schwankend, noch nicht antworten können, da kniete sie schon und griff nach der linken Hand des Liegenden, und er mußte denken, dieses geschwinde Hinknien erinnere an den natürlichen und unübertriebenen Eifer, mit welchem ein Kind sich niederhockt, um mit Murmeln zu spielen.

Der Kranke, wohl ein wenig verwundert, nicht aber abgestoßen, hatte ihr die Hand überlassen. Sie schaute aufmerksam hinein, gab sie wieder frei und nahm dann seine Rechte. Während sie sich über diese beugte, sah er auf ihren gesenkten Kopf, dessen strähniges, schwarzes Haar unter dem roten Kopftuch vorschaute und in der Sonne einen bläulichen Glanz hatte. Er wußte nicht, was ihn an diesem Anblick so rührte, und er merkte auch kaum, daß sie inzwischen seine Rechte fahren gelassen und abermals die Linke ergriffen hatte. Plötzlich hörte er sie sagen: «Armer Herr muß nach Weißenhasel gehen, da ist der Arzt, was armen Herrn gesund machen wird.»

Er zuckte zusammen und fragte sie hastig, woher sie das wisse und wie sie auf einen solchen Rat verfallen sei. Aber sie vermochte diese noch mehrfach wiederholte Frage nicht zu beantworten, sei es nun, daß es ihr Schwierigkeiten machte, sich auszudrücken, sei es, daß sie die Frage nicht verstanden hatte; vielleicht war ihr auch noch nie der Gedanke gekommen, man könne versuchen, etwas zu erklären, was ihr wie das Atemholen natürlich, keiner Erklärung bedürftig und darum auch unerklärbar schien, und vielleicht rührte ebendaher ihre Fähigkeit. So lächelte sie nur und sagte ein zweites Mal: «Armer Herr nach Weißenhasel.»

Sie kniete immer noch. Der Kranke starrte sie verwirrt an, und es war ein sonderbarer Anblick, wie ihre Blicke sich so begegneten. Dann griff er in die Tasche, zog einige Münzen hervor und schüttete die überreichliche Belohnung in ihre Hand. Sie stieß einen freudigen Ruf aus, lachte mit blitzenden Augen, sprang auf und lief sehr geschwind davon.

Einer der Diener murrte, sie hätte sich wohl bedanken können, aber der Herr schüttelte nur den Kopf und fühlte, daß, sollte ihm denn irgendeine Dankbarkeit gebühren, dieser freudige Ausruf, dies Aufspringen und Davonlaufen wohl Dank genug gewesen sei, wie wir von einem Hunde oder Pferde für eine gereichte Leckerei ja auch keinen anderen Dank erwarten als die schöne und unschuldige Bekundung seines Wohlbehagens, in welcher sich eine Dankbarkeit gegen Schöpfung und Schöpfer ausspricht, von dem zuletzt doch auch diese Gabe kam, und nicht gegen den Darreicher, der ja nur Gottes Verwalter und Willensvollstrecker war.

Allein, solche Gedanken verloren sich sehr schnell in der großen Betroffenheit, die von ihm Besitz ergriffen hatte. Nach langem Grübeln nahm er endlich an, die Zigeunerin, der er keinesfalls einen Prophetenrang zugestehen wollte, müsse eine Gabe haben, die Gedanken anderer Menschen zu erraten. Dergleichen, so sagte er sich, gibt es ja, wie unerklärlich es auch scheinen mag, nur daß ein solches Vermögen bei den Menschen, die es haben, meist nicht so ausgebildet ist, daß es in einer so auffallenden Weise sich äußert. Er erinnerte sich in diesem Zusammenhang an einen seiner Lehrer und auch an einen Jagdjunker, mit dem er in seiner Jugend am landgräflichen Hof zusammengewesen war. Da nun Weißenhasel und sein Arzt in seinen Gedanken so häufig zugegen waren, so nahm er an, dieser Gedankeninhalt sei solchergestalt zur Kenntnis der Zigeunerin gekommen und ihr Rat mithin nicht eine bestätigende Ergänzung, sondern eine umwegige Folge seines Traumes. Wunderbar genug freilich blieb es, und er mochte meinen, in dem Mädchen habe sich noch ein reiner Ahnungshauch erhalten können, wie er bei älteren Geschöpfen ihres Stammes wohl durch Mißbrauch und Gewohnheit erstickt sei.

Aber alle solchen Ueberlegungen, die ja aus seinem grübelnden Verstande kamen, konnten die freudige Anfrischung nicht ertöten, welche sein Herz aus dieser Begegnung empfangen hatte. Immer wieder sagte er den Namen Weißenhasel vor sich hin, und immer mehr nahm das Wort den Klang einer geheimnisvollen Verheißung an. Noch wog er ab. Marburg, so ungewiß es schien, war das vergleichsweise Gewisse. Nun aber erfaßte ihn plötzlich die Vorstellung, auf keine andere Weise könne er gewinnen, als indem er sich von dem Gewissen lossage und sich dem Ungewissen überlasse. Ja, selbst auf die Gefahr hin, die Marburger Hoffnung zu versäumen, war er nun jählings zur Fahrt nach Weißenhasel entschlossen. Er gab seine Befehle und kümmerte sich nicht um die Befremdung, ja um den stummen Widerstand seiner Leute. Er ließ augenblicks aufbrechen.

Die Reise ging in der gewohnten Art vor sich. Sie überquerten die Fulda, sie kamen durch allerlei Ortschaften und durch hügeliges, durch bergiges Waldland, in welchem die Buchen nun schon ihre ersten, lichtgrün schimmernden Blätter zu entfalten begannen.

Die Gemarkung von Weißenhasel war erreicht, der Kirchturm, die ersten Häuser waren bereits sichtbar; bis in das Dorf mochte es kaum mehr eine Viertelstunde Weges sein. Der Reisende ließ halten und sich ins Gras legen. Dann schickte er den einen der Diener in den Ort; er sollte erfragen, was es denn dort für einen Arzt gebe. Er kam zurück und meldete, es sei ein bescheidenes Dorf, das weder Arzt noch Bader habe. Ein Gasthaus freilich sei vorhanden, eine jämmerliche Bauernschenke; es werde einem nichts übrig bleiben, als sich dort zur Not einzurichten.

Der Kranke nickte trübselig. Hatte er denn in der Tat erwarten können, ein Arzt, und gar etwa einer von Ruf, werde sich gerade Weißenhasel zum Wohnsitz gewählt haben? Aber dann sagte er sich, es könne ja sein, daß ein durchreisender Heilkünstler sich dort aufhalte, vielleicht erst nach ihm selber eintreffen werde. Und mußte es denn überhaupt ein Arzt im gewöhnlichen Wortverstande sein? Konnte nicht, wie es doch bisweilen vorkommt, der Pfarrer Heilkenntnisse haben und glückliche Kuren machen? Auch hatte man ja schon von ungelehrten Schäfern oder alten Frauen gehört, denen eine Heilgabe verliehen war.

Und doch fühlte er jetzt eine große Ungetröstetheit und Ermattung, so daß er sich nicht entschließen konnte, seine Rast zu beenden und hineinzufahren. In seinem Geschwür schien sich ihm alle Bresthaftigkeit der Welt überhaupt darzutun, dieser unzulänglichen, kranken und befleckten Welt —, wie konnte er da Hoffnung haben, wie gar einen Anspruch erheben, seines Leidens ledig zu werden, es sei denn um den Preis der Lösung von eben dieser Welt?

Er schrak auf, das jähe Dröhnen der Kirchenglocke riß ihn aus seiner Versunkenheit. Gleich danach kam der Kutscher, der sich die Füße vertreten hatte, und berichtete, weiter vorn sähe man Rauchwolken; im Dorf müsse Feuer aufgekommen sein.

«Schirrt die Pferde ab, reitet hinein und legt Hand an!» befahl der Kranke.

Die drei widersprachen: der Herr könne doch nicht allein hier liegen, wenigstens einer müsse bei ihm zurückbleiben. Er bestand auf seinem Willen und Befehl. Vielleicht, so sagte er schwermütig, sei dort manches Leben in Gefahr, das mehr Wert und Zukunft habe als das seine. Als sie fortfuhren, sich zu sträuben, da meinte er lächelnd, wenn sie so ängstlich seien, dann könnten sie ja eine der Pistolen zu seinem Schutze neben ihn legen. Dies geschah, und nun sah er sich allein.

Da lag er denn im Grase auf dem Rücken und blickte hinauf in den blauen Himmel. Man weiß ja, was für sonderbare Aenderungen des Gemütszustandes eine solche Lage und ein solcher starr in die Höhe gerichteter Blick erzeugen, und sei es auch nur durch ihre Ungewohntheit. Nun war dem Kranken freilich die Lage nicht fremd, wohl aber die gänzliche Einsamkeit, in welcher er sich jetzt befand, in einer fremden, von unbestimmten Hoffnungen, Zweifeln und Ahnungen belebten Gegend und angesichts eines vom Feuer erfaßten Ortes. Er sah ein paar winzige flockenhafte Wölkchen, an die heftete er seinen Blick und seine Gedanken, und es kam ihm allmählich so vor, als sei sein eigenes Dasein bereits ausgelöscht und als ziehe er in Wölkchengestalt langsam und ohne Gewicht über den blauen Frühjahrshimmel hin. Dazwischen hörte er einen fernen, verworrenen Lärm, Glockenläuten und Menschenstimmen aus dem Ort, aber es war ihm, als habe das alles keine rechte Wirklichkeit und Bedeutung und als kämen die auch ihm selber und seinem Daliegen nicht mehr zu.

Er hatte sich, so meinte er, hingetan und preisgegeben, und ob ihm nun Heilung oder Tod bestimmt sein mochte, es dünkte ihn, als sei zwischen diesen beiden nicht mehr zu unterscheiden.

So war er wohl eine längere Zeit gelegen, als ihm plötzlich ein Schatten von der Seite heranzugleiten schien. Er löste den Blick vom Himmel und sah um sich. Ein zerlumpter Mann mit bärtigem, wüstem Gesicht beugte sich über ihn, murmelte einige Worte fordernden und drohenden Klanges und streckte die Hände nach ihm aus. Die Freiwilligkeit, mit welcher der Edelmann sich seinem Schicksal heimgegeben hatte, konnte nicht hindern, daß er sich in diesem Augenblick wie absichtslos seiner natürlichen Gewöhnungen und Gepflogenheiten entsann und nach der neben ihm liegenden Pistole griff. Aber er hatte sie noch nicht erlangt, da blitzte vor seinen Augen ein Messer, und fast gleichzeitig schon spürte er einen jäh aufleuchtenden Schmerz, der ihn spaltete, zerriß und einer geschwind sich ausbreitenden Schwärze überantwortete. Und doch hatte der winzige, nicht länger als das Auf- und Vorüberzucken eines Blitzes währende Augenblick noch Raum gehabt für eine freudige Empfindung, als komme die verheißene Erlösung nun überwältigend auf ihn hernieder.

Die Bedienten hatten an der Bekämpfung des Feuers teilgenommen, sich aber, kaum daß das Aergste abgewendet schien, geschwind wieder davongemacht. Sie fanden ihren Herrn ohne Bewußtsein, mit Blut besudelt, ja, seine Kleidung schien über und über von Blut, Eiter und wässeriger Flüssigkeit getränkt. Sie hielten ihn für tot, sie schrien und redeten durcheinander, endlich entblößten sie ihn und fanden die immer noch Blut ausscheidende Wunde. Sie meinten, das Geschwür habe sich geöffnet, aber da schrie der Kutscher: «Er ist gestochen, gestochen ist er, das ist ein Loch von einem Messer!» Und nun rief einer der andern: «Wo ist die Pistole? Die Pistole fehlt!» Und der dritte vermißte den Pelzrock, den er über die Füße des Herrn gebreitet hatte. Außer dem Pelzrock und der Pistole fehlte nichts. So mußte man annehmen, der Untäter habe den näherkommenden Hufschlag gehört und die Flucht ergriffen.

Der Kutscher sprang aufs Pferd und jagte die Straße in der dem Dorfe abgekehrten Richtung hinunter. Aber da begann rechts und links bald der große Wald, wie hätte er den aufs Geratewohl durchsuchen können, und so kehrte er zuletzt um. Inzwischen hatten die beiden anderen mit Tüchern und Wäschestücken die Wunde verbunden und sie riefen ihm entgegen: «Das Leben hat er noch, das Leben hat er behalten!»

Am Abend, es war in der Gaststube des Wirtshauses von Weißenhasel, kam der Kranke zu sich. Er war sehr geschwächt und hatte Mühe, sich zu erinnern. Er hatte Wundfieber und er hatte Schmerzen, aber es waren nicht die Schmerzen der hinter ihm liegenden Jahre. Der Wirt sorgte sich um ihn und holte die Frau des Pfarrers, die in der Krankenpflege erfahren war. Einen anderen Heilkundigen gab es nicht am Orte, allein, der Kranke wußte ja nun, wer der Arzt war, um dessentwillen er nach Weißenhasel hatte kommen müssen. Das Geschwür hatte sich entleert und sonderte nur noch in geringen Stößen Blut und Materie aus. In aller Schwäche spürte er eine Erleichterung und Befreiung, die ihm Tränen in Kehle und Augen treiben wollten und ein neues Dasein verhießen.

Eine Reihe von Tagen blieb er in Weißenhasel liegen. Die Wunde begann sich zu schließen. Fast von einer Stunde zur andern fühlte er die Erleichterung zunehmen. Er versuchte vom Bett aus ein paar Schritte zu tun. Ja, als er aufbrach, da ging er, auf die beiden Diener gestützt, bis zur Kutsche, die vor der Tür des Gasthauses hielt.

Er fuhr nach Ziegenhain zu seiner Schwester, um hier die Genesung sich vollenden zu lassen. Sie sah aus dem Fenster, als der Wagen vorfuhr; sie schrie auf, als sie ihn aussteigen sah.

Unterwegs hatte er viel über das ihm Widerfahrene nachgedacht und zuletzt die Meinung gewonnen, es gebe wohl einen verborgenen Heilmeister im Gemüt und Geblüt des Menschen, dem mitunter auch ein Blick in die Zukunft freistehen möge; dieser habe ihm den Weg zeigen wollen. Zugleich aber dünkte ihn, er habe nur darum seine Heilung finden können, weil er sich freien Willens des Schutzes und der Sicherheit entblößte und den Fährlichkeiten der Stunde freistellte; und er fühlte, daß von diesem Gedanken seinem Leben eine neue Richtung angewiesen worden war.

Seine Schwester mochte dergleichen nicht gelten lassen. Doch ließ sie sich seinen Dank gefallen; denn mit ihrem Rat, er möge nach Marburg reisen, hatte sie sich ja unter den Ursachen seiner Heilung einen Platz geschaffen. Sonst aber sagte sie mehrfach in ihrer entschiedenen Art und mit ihrem immer noch hübschen Lächeln: «Mit Feuer und Eisen bist du geheilt worden.»

Er war die dritte Woche bei ihr und hatte sich schon weit in das Leben der Gesunden zurückgefunden, als ein Bote von seinem Besitz anlangte. Dieser brachte ein Schreiben des Rotenburger Gerichts, es sei ein verdächtiger Mann ergriffen und eingeliefert worden; er habe versucht, eine kostbare, mit eingelegtem Silber gezierte Pistole zu veräußern, welche sein, des Briefempfängers, Familienwappen trage. Die Angaben des Häftlings seien unklar und voller Widersprüche; bevor man ihm den Prozeß mache, werde er um Aeußerung gebeten.

Der Edelmann schrieb zurück, der Mann habe ihm einen wichtigen Dienst geleistet, und so habe er ihm aus Dankbarkeit außer einem Pelzrock auch diese Pistole geschenkt; wenn er sonst nichts auf dem Kerbholz habe, bitte er, ihn laufen zu lassen.

Oesterreichisches Kind, in Zürich gezeichnet von Hans Falk





So kommt der Abend

So kommt der Abend,
still wie ein ganz großer Engel,
in den das Lied sich längst verlor.
Dort steht er, lauscht:
das Meer verrauscht
gewaltig an sein Ohr.

Hoch über Wäldern dunkeln seine Flügel,
die Felder sind von Schatten überblaut.
Der Fluß geht bleich,
ein fremdes Reich
aus Dämmertoren schaut.

Und fern und irgendwo ein Harfenton
verklingt aus einer guten Hand,
schenkt sich wie Regen
entwöhnten Wegen
und schlägt um Traurigkeit sein Trostgewand.

So kommt der Abend . . .

Toni Peterhans

ERINNERUNGEN AN HANS HUBER

28. Juni 1852 —— 25. Dezember 1921

Wir versetzen uns nach Basel in die Jahre zwischen 1900 und dem Beginn des ersten Weltkrieges. Die Tonkunst hat in jener Zeit in der Rheinstadt bei weitem die erste Stelle unter den Künsten eingenommen. Was im Konzert unmittelbar erlebt wurde, begleitete den Hörer nach Hause, suchte dort neu Gestalt zu gewinnen, und es bildete sich eine glückliche und beglückende Verbindung von *Konzert*musik und *Haus*musik. Musik wurde zum natürlichen Mittelpunkt des Familienlebens und der geistig kultivierten Geselligkeit. Grammophon und Radio, die Hilfsmittel technischer Wiedergaben, waren noch nicht im Gebrauch. Dagegen suchte jeder auf seine Weise mit Hingabe das große Musikerlebnis neu erstehen zu lassen. Die Instrumente standen geöffnet den ganzen Tag, einladend zum Musizieren, und die Musiknoten, nicht archiviert in geschlossenen Schränken, waren irgendwie aufgestapelt, so daß jederzeit griffbereit dalag, was die Stunde erforderte. Die Selbstverständlichkeit, mit welcher damals der Musik ein breiter Raum im Leben zugemessen wurde, ist weitgehend dem Wirken von Hans Huber zu verdanken.

Hans Huber stand in seinen besten Jahren. Er war als Komponist auch im Ausland bekannt, stand mit den bedeutendsten Musikern der Zeit in Verbindung; die namhaftesten Leipziger Verleger, Breitkopf & Haertel, Kistner und Steingräber verbreiteten seine Werke und seine großen Schüler, unter denen Otto Hegner, Edwin Fischer und Ernst Levy besonders zu erwähnen sind, trugen mit seinen Schöpfungen seinen Namen weit in die Welt. In Basel leitete Hans Huber das Konservatorium als Pädagoge von Format. Seine damalige Stellung ist am treffendsten gekennzeichnet mit dem Ausdruck *Meister*. Damit ist sein großes Können umschrieben, aber auch sein verehrungswürdiges Wesen. Er war ein Meister, der die Wege zu der geheimnisvollen Welt der Musik gefunden und beschritten hat; er war aber auch ein Meister darin, daß er es vermochte, seinen Mitmenschen die Zugänge zu dieser Welt zu erschließen.

Hans Huber war von kleinem grazilem Wuchs und von großer Beweglichkeit. Bei jeder Begegnung fesselten die dunkeln, lebhaften Augen, Spiegel eines feurigen Geistes. In seinem Auftreten in Gesellschaft hatte er zunächst das Gemessene, das seiner Erziehung in der Ambassadorenstadt Solothurn entsprach; bald aber trat eine herzliche Unmittelbarkeit hervor. Er stand seinen Mitmenschen vollkommen ungehemmt und frei gegenüber, weil

er von gütiger Gesinnung und, obwohl von ausgesprochen bescheidenem Auftreten, sich seines Wertes wohl bewußt war. Deshalb, so groß der Respekt und die Achtung vor ihm waren, so bestand doch nie um ihn die Atmosphäre von Aengstlichkeit, Nervosität und Distanz, die bisweilen die Nähe der Großen so unerquicklich macht.

Im Zusammensein mit den ihm befreundeten Menschen legte sich um Hans Huber ein Zauber von Heiterkeit und Unbeschwertheit. Mit seiner Gabe, sich rückhaltlos und von Herzen dem Augenblick hinzugeben, den Gedankenaustausch mit Freunden als Fest zu gestalten und dem Gespräch eine spaßhafte, launige Note zu geben, vermochte er die Staatsmänner, Gelehrten und Handelsherren seiner «Kunstheimat», wie er Basel gelegentlich nannte, zu erquicken.

Seine Schlagfertigkeit im Gespräch war gegründet auf echte Bildung und auf einem umfassenden Wissen, nicht nur im Fachgebiet der Musik. Hans Huber hat es oft wiederholt, wie wertvoll er eine humanistische Bildung einschätze. Von seinen weiten Kenntnissen der Literatur, und nicht nur der deutschsprachigen, zeugen die sorgfältig gewählten Geleitsprüche, die er über seine Kompositionen zu setzen liebte.

In den Klavierstunden von Hans Huber lag stets eine intensive Spannung: mit knappen Worten wies er auf das Wesentliche hin, und es galt, solch kurze Äußerungen, gelegentlich auch bloß eine prägnant andeutende Geste, rasch zu erfassen und in sich hineinzupflanzen. Denn Huber war nicht geneigt, schon Gesagtes zu wiederholen oder lange Anleitungen zu geben. Er konnte äußern, ein intelligenter Mensch spiele die Sache von selber richtig — eine großzügige Auffassung, aber keine Beruhigung für die an sich selber zweifelnde Schülerin. Es war ein Arbeiten *breviter et nervose*, wie es in der Sprache der Juristen heißt.

Auch den Schülern, die sich nicht beruflich ausbildeten, maß er ein umfangreiches Programm zu, wohl mit der Absicht, ihnen als künftigen Konzertbesuchern möglichst weite Gebiete musikalischen Schaffens nahezubringen. Wie mit dem großen Pensum zurechtzukommen sei, überließ er ihnen, zeigte sich aber meist nachsichtig, wiewohl Geduld nicht seine Sache war.

Es sei hervorgehoben, daß Huber dem Musikschaffen aller Zeiten mit seltener Vorurteilslosigkeit gegenüberstand. Wenn ihm auch die Zeit von Schumann und Liszt am nächsten lag, so hatte er doch für alle Zeitalter das tiefste Verständnis. Ein abschätziges Urteil über ganze Epochen oder ein grundsätzlicher Ausschluß bestimmter Richtungen war bei ihm nicht denkbar; diese Fähigkeit, aufgeschlossen zu sein für alle *gute* Musik, wurde zum unverlierbaren Gewinn auch für den Schüler. Ebenso bezeichnend für sein pädagogisches Geschick wie für die Atmosphäre der Unbefangenheit ist die Tatsache, daß in seiner Gegenwart Lampenfieber und Unsicherheit nicht die Oberhand gewannen. Seine Lebhaftigkeit, sein Impuls, teilten sich dem Schüler mit und brachten ihn unvermerkt zum Mitschwingen, und nicht selten ereignete es sich, daß an einer gefährlichen Klippe die Schülerin, statt der vorgeahnten Katastrophe zum Opfer zu fallen, zum eigenen Erstaunen unversehrt durchkam. Ab und zu wurde auch der sehnlichste, aber unausgesprochene Wunsch erfüllt: Huber setzte sich an den zweiten Flügel und übernahm den Orchesterpart eines Konzertes. Und nun wurde man auf eine geheimnisvolle Weise in das hohe Können des Lehrers hineingenommen, davon umschlossen, und es fügte sich — in einem zauberhaften Vorgang — aus dem beseelten Spiel des Meisters und dem bescheidenen Buchstabieren der Schülerin ein einheitliches vollkommenes Kunstwerk.

Hans Huber ist in jenen Jahren nur noch ganz ausnahmsweise als Solist öffentlich aufgetreten. Ich habe ihn aber jahrelang regelmäßig in privatem Kreis musizieren hören, mit einem Partner auf zwei Klavieren, gelegentlich auch mit einem Streicher-Ensemble. Dabei vermittelte er unvergeßliche Eindrücke. Daß er ein auf das Subtilste geschultes *Ohr* hatte, ist für einen Musiker seines Ranges selbstverständlich. Bei ihm aber schien der ganze Mensch zu einem Organ des Hörens zu werden. Wer ihn musizieren hörte, konnte auf den verbreiteten Irrtum nicht verfallen, daß der Klavierspieler es «leicht» habe, weil der Ton doch schon da sei, während der Streicher und gar der Sänger seinen Ton erst selber finden müsse. Es mag dies zutreffen hinsichtlich der Ton*reinheit;* die Verfeinerung der Ton*qualität* wie auch des Gleichmaßes der Ton*dauer* erfordert aber beim Klavier ein Ausfeilen, welches das Ohr nicht minder beansprucht. Seine *Hand* war ein feinnerviges Präzisionsinstrument, befähigt, auf jeden Reiz zu reagieren und alle Gefühlswerte der Komposition auf die Tasten zu übertragen. Sein Anschlag ist, wie sein Biograph Edgar Refardt berichtet, von kritischer Seite mit dem von Liszt verglichen worden. Dank einem vollkommenen Zusammenwirken von *Ohr und Hand*, Hörsinn und Tastsinn, gewannen die von seinem Geist ausgehenden Impulse und Emotionen in einer Weise Gestalt, die den Hörer mitreißen mußte.

Man sollte nicht über Hans Huber *schreiben*, man sollte seine Werke erklingen lassen. Er selber hat sich für das Bekanntwerden seiner Kompositionen nicht eingesetzt. Lag die Niederschrift abgeschlossen da, so wandte er sich Neuem zu, ja, er hat geäußert, wenn er ein Werk vollendet habe, stehe er ihm feindlich gegenüber. Nur auf nachdrücklichen Wunsch ließ er seine Schüler eigene Werke spielen. Seine Werke sind aber noch heute lebendig. Wie stark sie auch den Musikhörer der jetzigen Generation ansprechen, zeigte sich, als im Winter 1942 in den Basler Symphoniekonzerten die herrliche III. Symphonie, die Heroische, zur Aufführung gelangte und eine warme, begeisterte Aufnahme fand. Den Klavierspielern möchte man die vierhändigen Suiten (op. 102), die Präludien und Fugen (op. 100) und das Italienische Album (op. 62) in die Hand geben, und wer über zwei Instrumente verfügt, der möge sich an die Sonate in einem Satz für zwei Klaviere (op. 31), an die Sonata Giocosa in G-dur (op. 126) und an die beiden Klavierkonzerte in C-moll (op. 36) und Es-dur (op. 121) machen, um zu erfahren, wie viel Beglückung diese Musik bietet. Die Walzer für vierhändiges Klavier, Violine und Cello sollten immer wieder unsere Feste beschwingen!

Wem Hans Huber einen Zugang zur Musik erschlossen hat, der trägt sein ganzes Leben eine Vision dieses Reichtumes mit sich. Es ist ein seltenes kostbares Gut, das wohl zeitweise den drängenden Anforderungen des Tages weichen und in tiefere Bewußtseinssphären abgleiten mag. Unverlierbar aber und unzerstörbar hält es der Zeit stand, bereit, jederzeit die Erlebnisfülle in ihrer ganzen Tiefe und Höhe neu erströmen zu lassen.

Ruth Speiser

*



Vor dem Krippenspiel in einer thurgauischen Schule.
Die Schüler haben zur Hauptprobe ihre Geschwister als Zuschauer eingeladen.
Eben erzählt König Balthasar die Geschichte von der bösen Tat des Königs Herodes.
Photo Hans Baumgartner



Felix Mendelssohn Bartholdy. Bleistiftzeichnung von Bendemann aus dem Jahre 1833

Felix Mendelssohn Bartholdy als Zeichner

VON SUSI HEIGL-WACH

Das Jahr 1947, vor dessen Pforte wir erwartungsvoll stehen, wird uns einen Gedenktag bringen, der die Herzen aller musikliebenden Menschen bewegen wird: es ist der 4. November, der 100. Todestag des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy.

Viel musikalische Ereignisse werden seinem Gedenken geweiht sein, nicht nur an den Stätten, wo sein Stern in ungetrübtem Glanz das Jahrhundert hindurch gestrahlt hat, auch dort, wo es sinnlosem Haß für eine Weile gelang, den Namen Mendelssohn Bartholdy auszulöschen und in Vergessenheit geraten zu lassen. Wenn man nun, anläßlich der Erinnerungstage, neben dem Musiker auch des Menschen gedenken wird, und sich seiner von den Zeitgenossen so viel gerühmten liebenswerten Eigenschaften erinnern, so ist es, neben dem einzigartig schönen und harmonischen Familienleben, das Felix Mendelssohn mit seinen Eltern und Geschwistern, besonders mit seiner Schwester Fanny verband, neben dem Kreis menschlich und künstlerisch bedeutender Freunde, in dem er den strahlenden Mittelpunkt bildete, vor allem seine Liebe zu den bildenden Künsten, die seinem vom Schicksal so reich beschenkten Leben ein Quell der Freude und Anregung war. Von frühester Jugend an zeichnet Felix Mendelssohn nach der Natur, und er hat im Laufe seines arbeitsreichen Lebens neben der

großen Zahl seiner Kompositionen und neben seiner Dirigententätigkeit noch Zeit gefunden, zahlreiche Skizzenbücher mit Zeichnungen und Aquarellen zu füllen, die weit über eine dilettantische Begabung hinausgehen. Sie vermitteln ein lebhaftes Bild dieses so reichen Lebens, seiner allem Schönen weitaufgetanen Persönlichkeit, die alles beseelte, was mit ihm in Berührung kam: Menschen, Landschaften, Kunstwerke und das Reich der Töne, seine wahre Heimat.

Schon auf seiner ersten Schweizer Reise, auf die ihn seine Eltern dreizehnjährig mitnahmen, hat Felix Mendelssohn gezeichnet, und diese ersten Versuche zeigen eine große Sicherheit der Stiftführung und eine scharfe Beobachtungsgabe. Allerdings schien die Reise unter einem ungünstigen Stern zu beginnen, denn der kleine Felix wurde beim Wechseln der Kutschpferde in Potsdam vergessen, er lief aber mutig hinterher auf der Chaussee, zwar den Staub der Wagen im Auge behaltend, aber nicht imstande, sie zu erreichen. Erst beim nächsten Halt wurde sein Fehlen bemerkt, und er wurde von dem zurückeilenden Hauslehrer aufgesammelt. — Die Reise führte auf den Gotthard, über Interlaken, mit Ausflügen ins Haslital, nach Wengernalp und zum Staubbach, an den Genfersee, nach Vevey. Die Eindrücke, die Felix auf dieser Reise empfing und in seinen Skizzen festzuhalten suchte, waren so tief, daß sie nie verblaßten und ihn immer wieder in die Schweiz zurückführten in den kurzen Zeitspannen, die ihm in seinem arbeitsreichen Leben zu Freude und Erholung blieben. Selbst nachdem er Italien kennengelernt hat, wo ihn die

Engelberg. Bleistiftskizze Mendelssohns von der Schweizer Reise 1831



Rom: Spanische Treppe und Casa Bartholdy. Bleistiftskizze Mendelssohns aus dem Fenster des Hauses Piazza di Spagna 5, das er in den Jahren 1830—1831 bewohnte. Die Casa Bartholdy gehörte dem Bruder von Mendelssohns Mutter, dem preußischen Generalkonsul Bartholdy, der sie von deutschen Künstlern al fresco ausmalen ließ.



Frankfurt am Main: Das Fahrtor. Bleistiftzeichnung Mendelssohns aus dem Fenster des Hauses Souchay, in dem seine Braut Cécile Jeanrenaud bei ihrer Großmutter wohnte.

wundervolle Natur und die Kunstschätze begeistern, stellt er doch die Schönheit der Schweiz ungleich höher, wie aus einem Brief an seinen Freund E. Devrient hervorgeht: «Ist denn nicht eine Möglichkeit, daß Ihr die Schweiz einmal sehen könnt? Denn es gibt einem eine andere Idee vom lieben Herrgott und seiner Natur und ihrer unermeßlichen Schönheit! Jeder Mensch, der es könnte, müßte einmal in seinem Leben die Schweiz gesehen haben! Wo will da das dürre Italien hin, gegen diese Lebensfrische und Kerngesundheit! Was Grün heißt, und Wiesen und Wasser und Quellen und Felsen, das weiß nur einer, der hier gewesen ist. Mir ist nirgends ganz so frei, so ganz der Natur gegenüber zumute gewesen, als in diesen unvergeßlichen Wochen, und ich habe es mir vorgenommen: wenn ich in meinem Leben wieder einmal einen Sommer herumschweifen kann, es nur hier in den Bergen zu tun.»



Cécile Mendelssohn Bartholdy geb. Jeanrenaud. Daguerrotyp nach einem Bild von Ed. Magnus

Scheveningen. Bleistiftskizze von einer Hollandreise Mendelssohns im Jahre 1836

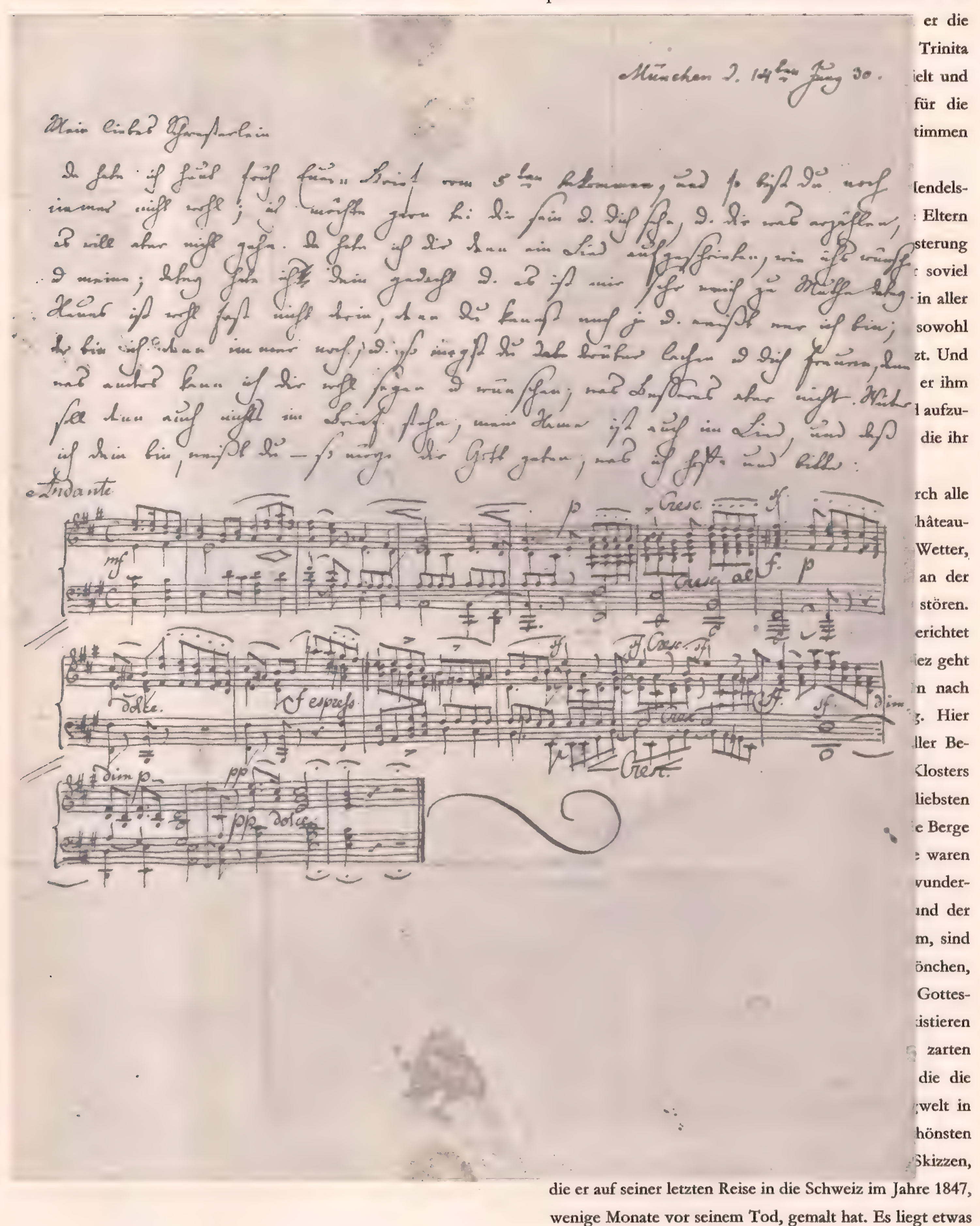


Zwei Seiten aus dem gemeinsam geführten Hochzeitsreise-Tagebuch von Felix und Cécile Mendelssohn. Die zwei Seiten sind am Samstag, 22. April und am Sonntag, 23. April 1837 von den beiden Hochzeitsreisenden in Freiburg im Breisgau vollgeschrieben worden. Die Noten stammen von der Hand des Komponisten, ebenso die kleine Zeichnung. Zwischenhinein schiebt sich die feinfühlige Handschrift der Frau. Einige ihrer Sätze seien wiederholt: «Nachmittags komponierte Felix. Damit ist von nun an einbegriffen, daß ich auch etwas tue, was aber so unbedeutend ist und unerzählbar ist, daß ich mich dessen nicht zu erinnern brauche.»
Die klare Schrift in der Mitte der rechten Blatthälfte ist von Felix Mendelssohns Hand. Er widerspricht auf spaßhafte Weise den Anmerkungen, die seine Frau oben hinschrieb.

Und er hat Wort gehalten, immer wieder hat er die Schweiz besucht, Italien niemals wieder.

Diesen Brief schrieb Felix Mendelssohn Bartholdy von einer Schweizer Reise 1831, anschließend an einen Aufenthalt in Rom, wo er in einem Kreise bedeutender Menschen aller Art verkehrte: Thorwaldsen, Schadow, Horace Vernet, der Historiker Bunsen, Berlioz gehörten dazu. Der rege geistige Austausch, der Anblick der herrlichen Kunstwerke, das Anhören der italienischen Kirchenmusik, das Vertiefen in die künstlerischen und historischen Denkmäler der römischen Vergangenheit inspirieren ihn zu vielen seiner bedeutsamsten Kompositionen, so der Hebriden-Ouvertüre, der Walpurgisnacht — beides merkwürdiger-

weise ausgesprochen nordische Stoffe, dazu zweier Symphonien und Kirchenmusik. Er bewohnt ein kleines Haus



München d. 14ten Juni 30.

Andante

er die
Trinita
ielt und
für die
timmen

Iendels-
Eltern
sterung
r soviel
in aller
sowohl
zt. Und
er ihm
l aufzu-
die ihr

rch alle
hâteau-
Wetter,
an der
stören.
erichtet
iez geht
n nach
g. Hier
ller Be-
Klosters
liebsten
e Berge
e waren
vunder-
und der
m, sind
önchen,
Gottes-
istieren
zarten
die die
gwelt in
hönsten
Skizzen,

die er auf seiner letzten Reise in die Schweiz im Jahre 1847, wenige Monate vor seinem Tod, gemalt hat. Es liegt etwas



Der «Klyne Groenmarkt im Haag». Aquarell aus einem Skizzenbuch Mendelssohns von der Hollandreise 1836



Das Riglihorn bei Guttannen. Aquarell Mendelssohns von der letzten Schweizer Reise, wenige Monate vor seinem Tode 1847

darin vom Duft der «Lieder ohne Worte», vom einmaligen Zauber Mendelssohnscher Musik.

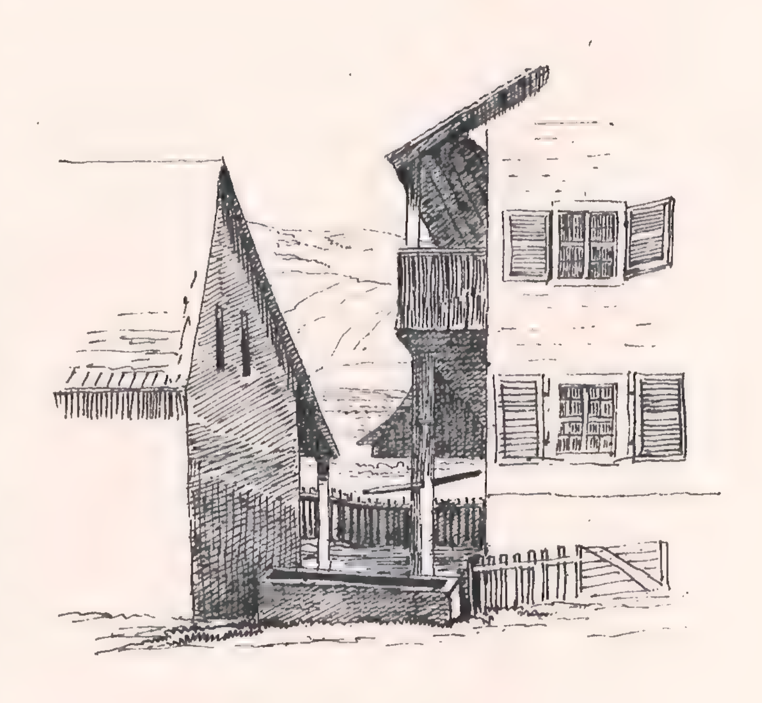
Im Jahre 1835 wurde in den so überaus glücklichen Kreis der Familie Mendelssohn die erste schmerzliche Lücke gerissen: der Vater des Komponisten, Abraham M. B., starb ganz unerwartet, und Felix, der mit aller Liebe, deren sein großes Herz fähig war, an dem verehrten Vater hing, war untröstlich. Die Einsamkeit seines Junggesellenlebens in Leipzig bedrückte ihn, vorübergehend verlor er alle Freude an seiner Tätigkeit, bei der Rat und Interesse des Vaters ihm so bedeutsam gewesen waren. Es schien, als habe sich ein dunkler Schatten über sein bis dahin so sonniges Leben gesenkt.

Aber das Schicksal hielt für seinen Liebling ein neues, das schönste Geschenk bereit: Im folgenden Sommer lernte Mendelssohn anläßlich eines vorübergehenden Aufenthaltes in Frankfurt a. M., wo er in Vertretung eines Freundes den Cäcilien-Verein leitete, seine zukünftige Frau kennen: Cécile Jeanrenaud, die Tochter eines verstorbenen protestantischen Predigers, ein junges Mädchen von seltener Anmut und sanftem, ausgeglichenem Wesen mit lebhaften musikalischen Interessen, das Mendelssohns künstlerisch-nervöses Temperament aufs Harmonischste ergänzte. Er faßte eine tiefe Neigung zu ihr, und die Berichte seiner Frankfurter Freunde und die liebevoll ausgeführten Zeichnungen aus der Umgebung des geliebten Mädchens sprechen eine deutliche Sprache von den Gefühlen, die ihn in jener Zeit bewegten. Um sich in seiner gewissenhaften Art noch einmal zu prüfen, reist er für einige Wochen mit seinem Freunde, dem Maler Schadow, nach Holland, wo er in Scheveningen eine Badekur macht, und ein Heft mit entzückenden Zeichnungen füllt, um seine Unruhe und Sehnsucht zu betäuben. Aus dem liebevoll ausgeführten Bildchen vom «Gröenmarkt» spricht sichtlich die Freude, es beim Heimkommen der Geliebten zu zeigen. Nicht lange hält es Mendelssohn in der freiwilligen Verbannung aus: am 9. September 1836 findet die Verlobung in Frankfurt statt. Die Mitfreude aller, die ihn als Menschen und Musiker kennen, ist äußerst herzlich: das Leipziger Gewandhaus, dessen Dirigent er zu der Zeit ist, spielt mit Beziehung auf ihn und sein neugefundenes Glück das Finale aus dem «Fidelio» «Wer ein holdes Weib errungen», und der Jubel des Publikums ist so groß, daß Mendelssohn sich an den Flügel setzt und über das Thema phantasiert.

Die Heirat mit Cécile Jeanrenaud findet am 23. März 1837 in Frankfurt statt, und das Paar macht seine Hochzeitsreise nach Schwaben und dem Oberrhein. Im Vorfrühling erleben sie auf Spaziergängen und Wagenfahrten die liebliche Gegend Süddeutschlands um Worms, Speyer, Straßburg, Lörrach. Ein von beiden gemeinsam geführtes Tagebuch erzählt aufs Anschaulichste, zahlreiche Zeichnungen des Gatten illustrieren die Sehenswürdigkeiten und Erlebnisse, von denen Cécile berichtet, auch kleine Kompositionen, aus dem Glück des Augenblicks geboren, sind eingestreut. Soviel Innigkeit, Schönheitssinn, Fröhlichkeit und Musikalität sprechen aus diesem kleinen Büchlein, soviel vom Zauber einer vergangenen, seelisch reichen Zeit glücklicher und beglückender Menschen, daß man es tiefbewegt in Händen hält — angerührt vom «leisen Rosenduft des Unwiederbringlich».

Beim Heimkommen beginnt eine Zeit größter musikalischer Wirksamkeit und Erfolge, von der viele Bücher und Briefe der Zeitgenossen und späterer Zeit berichten. Zehn Jahre intensiver schöpferischer Arbeit und glücklichen Familienlebens sind Felix Mendelssohn Bartholdy noch vergönnt. Aber «wen die Götter lieben, nehmen sie früh zu sich.» Am 4. November 1847 wird er, kaum neununddreißigjährig, in die Ewigkeit abberufen.

• • •



Skizze aus dem gemeinsamen Hochzeitsreise-Tagebuch: Papiermühlen bei Speyer

Sämtliche Reproduktionen nach Originalen aus Privatbesitz





Monte Cassino. Auf der Stätte des zerstörten Klosters bringt ein Geistlicher für die Fremden das Buch mit den photographischen Zeugnissen der einstigen Schönheit dieses Orts.

In der Kirche von Castel di Sangro in Unteritalien. Die versammelten Heiligenfiguren warten auf die Festtagsprozession.
Photos Werner Bischof

Meerblumen

Man spricht gar leicht von Tiefseetieren, wenn einem so befremdliche Bilder von Meereswesen vor Augen kommen, wie unser Photograph sie da aus der marinen Forschungsstation von Neapel mitgebracht hat. Gleich tauchen unsere Gedanken weit hinab, so wie wir bei uns selber ja auch vom Unterbewußtsein reden, weil wir in bodenlose Abgründe des Unwissens zu schauen meinen.

Nein, unser Bild führt nicht in die Tiefsee. Solche Seeblumen kann man bei stillem Meer vom Boot aus ganz nahe der Küste schauen, wenn man gemach über Sandgrund fährt, wenn Mittelmeersonne diese Gründe durchleuchtet und bis in die wallenden Wiesen des Seegrases hinunterscheint. Das ist marines Leben in greifbarer Nähe; die Netze der Fischer streifen seit Urzeiten durch diese Wasser. Doch, was an Tieren mit diesem Netz heraufkommt, das kündet von einer so anderen Welt, daß wir darum gern dieses magische Wort von der Tiefsee für diesmal gelten lassen wollen. Tiefbewußtsein, Tiefenperson — solche nach Vergleichen ringende Worte sprechen ja auch die gelehrten Seelenforscher —, und was sind denn diese «Tiefen» anderes als verschlossene Reiche des Befremdlichen — so fern, daß man das gar nicht mehr mit Strecken zu messen vermag. Gleich fern von uns sind auch die Blumentiere des Meeres.

See-Anemonen, See-Rosen, See-Nelken — das mahnt an die Zeit, die nur etwa zwei Jahrhunderte zurück liegt, da man diese Wesen noch nicht als Tiere aufgefaßt hat. Die Naturforschung war der Ueberzeugung, daß die Mächte der Schöpfung auch das geheimnisvolle Mittelding zwischen Pflanzen und Tieren schaffen konnten. Jahrhunderte hindurch haben sich die Denker dabei auf die stillen schönen Blumen des Meeres berufen. Sie sahen ja auch in den Riffkorallen eine seltsame Uebergangsform zwischen Gestein und Pflanze. Lithophyten, die Steinpflanzen — Zoophyten, die Pflanzentiere — wie lange geisterten diese Namen noch durch die Werke der Zoologen! Dabei kann nichts tierischer sein und gefräßiger als diese gierigen Räuber, die mit ihren vielen Fühlfäden voll ätzender Waffenzellen ahnungslos vorbeischwimmende Tiere einfangen. Was uns Fremdlingen im Gedanken an die Blütenform wie ein Blumengarten in dieser Wasserwelt erscheint, das ist ein Zauberwald von lauernden Kelchen, die auf Irrgäste warten. Aber diese Gärten voll Polypen sind nur das bescheidene Vorspiel jenes ferneren tropischen Zauberreiches, der Korallenriffe, welche von verwandten Polypen der warmen Meere aufgebaut werden und deren unterseeische Vegetation, deren tierische Riesenwälder über weite Meeresgebiete sich dehnen, weit größer als unser Heimatland.

Wachsblume — Cerianthus — haben die Zoologen die Polypenart genannt, die auf unserem Bilde blüht — oder wollen wir wissender sagen, daß sie dort lauert? Um ihren Leib sondern die Tiere eine Schleimröhre ab, in der sie im Sande wohnen. Der Name will daran erinnern, daß sie uns halbdurchsichtig erscheinen in einer besonderen Art des farbigen Glühens, die nur der feuchte, zarte Lebensstoff der Meertiere fertigbringt und die so ganz anders ist als das Glänzen und Schillern der Landtiere oder die sammetartige Sattheit der Blumenfarben. Als wären sie von innen erleuchtet, so geht ein milder Schein von den feinen Fangfäden und Polypenkörpern aus — ein Schein, wie er uns als Kinder schon an den Weihnachtskerzen als etwas so Besonderes erschienen ist, wenn wir den Lichterbaum beschauen durften.

Mit solchen Kinderaugen, die das Verwundern nicht verlernt haben, wollen wir denn auch das Bild der Wachsblumen in diesem Weihnachtshefte anschauen, dies Bild aus der Wasserwelt, in dem ein fremdes Leben so leuchtend und so verschlossen zugleich vor uns ist. Wie die Weihnachtskerzen von einem höchsten Geheimnis, so spricht ja auch das milde Leuchten dieser Meerblumen vom Wunder des Geschaffenen.

Adolf Portmann

Aus dem Aquarium der Zoologischen Station Neapel. *Farbphoto Werner Bischof*



Zigeunermädchen aus der zerstörten Stadt Cassino.   *Photo Werner Bischof*







CLAUDE MONET: *Le petit port de mer*

IMPRESSIONISTEN

Zu einigen Bildern der Sammlung Rudolf Staechelin in Basel

Eines schmalen Basler Hauses eichene Türe tut sich auf. Dahinter öffnen sich, auf der andern Seite des Hauses: Scheiben, Fenster, Türen in helles Licht. Dort ist der Rhein! Das rasche, leicht bewegliche Fließen des Stromes hat manchen Basler Handelsherrn an jene Ufer gelockt. In jenem Hause aber sah zugleich ein seit der Schulkameradenzeit künstlervertrautes Auge in die blau-grau-grünen Valeurs der Basler Landschaft. So sehr sich dabei der Blick weitet — noch weiter wird der Blick, wenn er von draußen in die Stuben zurückkehrt und mit dem silbernden Licht des hohen Rheinufers sich in silbernde Bilder verliert: Monet, Cézanne, Picasso, Derain, Vlaminck — welch eine Stube zur Einkehr! Renoir, Pissarro: welche Zartheiten im Boudoir! Delacroix, Gauguin, van Gogh: welcher Augenschmaus im Eßzimmer! Corot,

Intérieur aus dem Schloß «Ebenrain». Farbphoto Schultheß/Spübler

Manet, Degas: welches Schlafen in Farbtönen! Hodler, achtmal in letzten Bildnissen und Landschaften: welches ernste Arbeiten im Studierzimmer! Auch die Treppenläufe sind voll von Europäern und Asiaten.

So fügt sich zwanzig Kilometer entfernt die Dépendance an: ein alter Basler Landsitz hinter den Bäumen von Sissach. Im Hofe sprudelt ein Brunnen, dessen Quellwasser aus dem Ursprungsgebiet der Familie Staechelin herüberkommt. Erst nachher erfuhr es der Sammler, der mit dem «Ebenrain» die Stille eines Parkes erwarb, Jahrhunderte alte Bäume dazu und ein kunstvoll erdachtes Haus, das er der Kunst wieder zurückgab. Nun wurden Säle für Renoir und Sisley gestaltet, für Fantin Latour, für René Auberjonois, den Freund, mit persischer Keramik im Eßsaal, mit japanischer Theatermalerei im Studierzimmer. Und noch in den Mansardenkammern warten Koffer mit den alten Seiden des Ostens.

So treten Bilder aus ihrer musealen Aesthetik heraus. Sie wohnen, leben, wirken wieder. Sie treten ein in die Hoffnungen und Taten eines Menschenlebens. Einer der Tätigsten wird von der Aktivität seiner Bilder erfaßt. Sein letzter Augen-Blick am Morgen vor dem eiligen Gang an die Arbeit: ein Versenken in das Blau Auberjonois'! Er kannte Bilder wie Menschen und Menschen wie Bilder, da die Echtheitsfrage grundsätzlich und in beiden Fällen die nämliche ist. Bilder werden seine stummen Mitarbeiter in den Krisen Europas und Asiens. Aber welche Künstler: Impressionisten!

Vor einem Mädchenbildnis von RENOIR steht eine zweitausendjährige Schale aus Glas. Blumengleich, teerosenhaft blüht die «Gabrielle au collier». Das antike Glas irisiert vielschichtig wie in lauter Lichtsubstanz. «Wie ein Renoir», sagt man unwillkürlich. Hauchdünne Teilchen jenes Lichtflimmers bleiben einem an den Händen, weil man die glimmernde Schale in Händen hielt — bleiben einem in den Augen, weil man den Renoir ansah.

Am wohlsten scheint es jenen Bildern in alten Umgebungen zu sein, am schönsten treten Impressionisten in Rokoko-Rahmen hervor. So scheinen also Bilder, verkleideten Schauspielern gleich, mit uns Theater zu spielen, und die Formel von der «Einheit des Kunstwerks», das sich bis in jedes seiner Teile gleichartig wiederholt, würde angesichts dieser Doppelung zweier Zeitalter nur eine leere Definition sein? Nein — nur wird man auch heute diese bezaubernde Kunst noch nicht erschöpfend definieren können und ihre Einheit viel weiter fassen müssen. Merkwürdig, wie sich etwas so Eigenartiges wie der Impressionismus so völlig mit älterer Kunst verbinden kann! Nichts kommt ihm gelegener als die Festlichkeit eines Schlößchens aus dem 18. Jahrhundert, wie es auf dem «Ebenrain» geschieht. Da beginnt das eigene Farbenspiel geradezu zu schwelgen auf dem noblen Glanz sorgfältig-gemeinsam erwählter Seiden und der alten Hölzer.



PAUL CÉZANNE *Bildnis Victor Choquet*

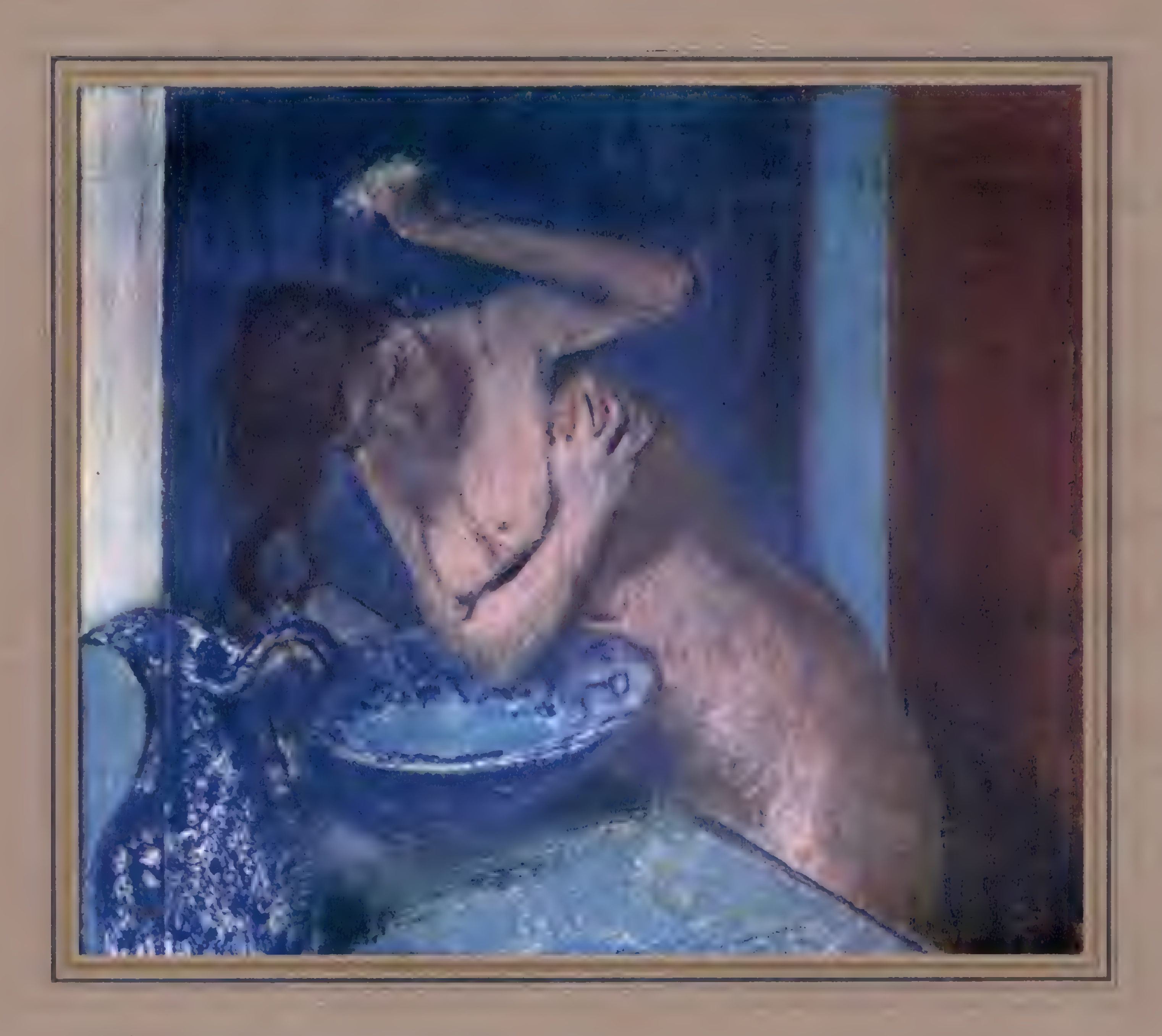


PAUL GAUGUIN: *Bretonische Landschaft. 1885*



VINCENT VAN GOGH: *Frauenbildnis. Paris, 1887*

Namen fallen, wenn nun von diesen Bildern erzählt wird, als ob man auserwählte Marken nennte. Für Kenner wird gar der Jahrgang erwähnt. Und ein «früher Renoir», ein «ganz später Manet», ein «Monet der besten Zeit», das hat immer etwas von den gekelterten Sommern gepflegtester sonniger Weinberge an sich. Doch wäre es ein Irrtum, an sublimierte, materialistische Genüsse selbst bei Bildern zu denken. Etwas ganz anderes scheint der vor Impressionisten-Bildern schwelgende Mund zu meinen, wenn er vor ein paar unreifen oder fleckigen Aepfeln (Cézannes) ebenso in



EDGAR DEGAS: *Femme à sa toilette. Pastell*

Entzücken gerät wie vor einem alten oder jungen, hübschen oder häßlichen Gesicht. Bei Rilke ist der doppeldeutige Sinn solchen Genießens vor einem Apfel selbst impressionistisch ausgedrückt:

Wagt zu sagen, was ihr Apfel nennt,
diese Süße, die sich erst verdichtet,
um, im Schmecken leise aufgerichtet,
klar zu werden, wach und transparent,
doppeldeutig, sonnig, erdig, hiesig —:
O Erfahrung, Fühlung, Freude — riesig!

Dasselbe spürt man bei MONET — vor einem seiner Bilder bildete sich aus dem Bildertitel «Impression» 1874 der Name für den ganzen Stil —, wenn sich ihm der faulig-salzige Geruch des Meerwassers mit den abendlich gelblich leuchtenden Häuser-



FERDINAND HODLER: *Der Montblanc im Januar 1918*

Erschütterungen dauernd wachsend gebliebenen Geltung zutage getreten, als schon in unserm Bewußtsein, das in den Impressionisten weiter die großen Aestheten gesehen hat.

Aber taucht das Große, das van Gogh meinte, nicht auf, wenn dieser 1888 bei seinem kurzen Verweilen am Mittelmeer zugleich mit dem Lichte des Südens rühmt: «Der Blick ändert sich, man sieht mit einem japanischen Auge, man spürt ganz anders die Farbe. Ich habe die Ueberzeugung, daß ich durch einen Aufenthalt hier meine Persönlichkeit heraushole.» Immer leidenschaftlicher verlangt van Gogh nach ostasiatischen Farbenholzschnitten. Hier mag der Punkt sein, weshalb Impressionisten-Bilder so gut in Rahmen des Rokoko aussehen, das selber «Chinoiserien» geliebt hat.

In alle Gesichter kommt neues Wesen. Van Gogh wunderte sich, daß ihn die Leute auf der Straße, die Dienstmädchen und Arbeiter mehr interessierten als die Damen. Es charakterisiert die vielen Frauenbildnisse seines Jahrzehntes, wenn er sagt: «Man



AUGUSTE RENOIR · *[illegible]*

wanden identifiziert und in Honfleur der »Petit port de la mer« entsteht. Eine letzte Steigerung, eine Transsubstantiation der Sinne ist im Gang bei diesen Künstlern, die sich so aus dem »fin de siècle« in das Gefühl einer neuen Zeit hinüberretten.

VINCENT VAN GOGH, einer der großen Nach-Impressionisten, hat das an seinen Bruder geschrieben: »Sage ihnen, wie ich daran glaube, daß man mit Recht in der Impressionistenbewegung ein großes Ding sieht und nicht nur eine Schule, die sich auf optische Versuche beschränkt.« Von den optischen Versuchen hat man viel geschrieben: von den Zerlegungen ungemischter, starkere Wirkungen vermittelnder Farben, vom Weglassen des Schwarz, vom Arbeiten mit Komplementarfarben, wie es van Gogh so beschäftigt hat. Das »große Ding«, von dem dieser Künstler spricht, ist bisher mehr in der über alle Kriege, sozialen und menschlichen



PABLO PICASSO: *Die beiden Brüder. 1905*



MAURICE VLAMINCK: *Stadt im Winter*

Unten im Keller des Basler Hauses sind die Reliefs eines chinesischen Grabmals der Han-Zeit eingemauert. Als der Sammler die Stücke an verschiedenen Orten kaufte, ahnte er nicht, daß sie zusammengehörten, Bruch auf Bruch paßten und wieder ein Ganzes machen konnten. Das mag ein Symbol für diese Sammlung sein, die fast ohne Absicht, doch aus stärkster Beteiligung und untrüglich im Echten, wie wenige europäische Sammlungen, ein Ganzes geworden ist. — Auf dem Weiher des «Ebenrain» aber siedelten sich Wildenten an. Von selber. Es war ein fast heiliger Zuwachs der Besitzung. Die lebendige Natur war eingekehrt. Kein Gras wurde mehr um sie herum gemäht. Wie ist auch das ostasiatisch gedacht! So ist diesem Sammler die Kunst und die Natur zugeflogen! Als er am 3. Januar morgens mit den Seinen noch die AUBERJONOIS' betrachtet hatte und dann an seine viele Arbeit eilte, wußte er unterwegs mit der Eisenbahn von der einen zur andern Sammlung nicht, daß sich seine Fahrt zur großen Kunst unversehens in die noch größere Fahrt ins Ewige verwandelt hatte.

WALTER UEBERWASSER

muß mit den Frauen rechnen, wenn man in seiner Zeit stehen will.» Auch in jener, in Paris gemalten Frau mit den grünen Augen lebt schon die Wahrnehmung, «daß wir uns in dem befinden, was man ‚fin de siècle' zu nennen beginnt», und «daß die Frauen einen Reiz haben wie in der Revolutionszeit». Unmittelbar läßt sich das Bekenntnis darauf beziehen: «Ich versuchte mit dem Rot und dem Grün die schreckliche Leidenschaft der Menschen auszudrücken.» In solchen Wahrnehmungen liegt wohl etwas von dem «großen Ding» jener Kunst verborgen. Wer solche Bilder aussucht, hat nicht bloß als ein seines Geschmackes sicherer Kunstfreund gehandelt. Sondern er hatte mit innersten, sonst noch unausgesprochenen Wahrnehmungen als ganzer Mensch daran teil. Schon vor Jahrzehnten, als man noch ob solcher Teilnahme ausgespottelt wurde, hat das sichere Auge dieses Sammlers das «große Ding» im größten wie im kleinsten Gemälde zu finden getrachtet.

Was steckt auch in dem Bildnis, das CEZANNE von Victor Choquet gemalt hat. Ein alternder Mann ist dargestellt, ein kleiner Ministerialbeamter aus Paris. Aber wie nobel blüht das junge geistige Leben im Gelb- und Rosa-Weiß dieses Bildnisses auf. Choquet war von Renoir an Cézanne empfohlen worden; diesem war er schon durch die gleiche Leidenschaft für Bilder von Delacroix sympathisch. Der kleine Beamte wurde dem Künstler durch seinen jahrzehntelangen Zuspruch ein «grand appui moral». So hat ihn Cézanne wiederholt gemalt: 1872, 1882, 1892. Das späteste hat lange Edgar Degas gehört und ist beim Tode des großen Impressionisten aus dessen Nachlaß in die Sammlung Staechelin gekommen. Niemals hätte der Künstler diesen Mann dreimal gemalt, wenn er nicht dessen fortwährende Wahrheit erlebt hätte. Legte doch Cézanne ein Frauenbildnis unvollendet beiseite und schickte das Modell fort, als er hörte, wie sich jenes einer Lüge rühmte. So steckt ein «großes Ding» in jedem, Ton für Ton zu einem wunderbaren Zusammenklang ordnenden Bildnisse Cézannes!



RENÉ AUBERJONOIS: *Basler Trommler im Wallis. Bleistift*

Der frühere Besitzer, der einsame, weise DEGAS aber hat manchen Reiter und viele Tänzerinnen gemalt. Als Misogyn, der er war, hat er gerade die Frau unerhörten Prüfungen seines zeichnenden Auges unterworfen. Wenn er Tänzerinnen, Plätterinnen oder auch nur sich waschende Mädchen gezeichnet hat, so bekommt nicht nur das Pastell die stärkste Farbe. In welche Wogen von Blau taucht dieser Frauenkörper unter! Ebenso geht uns die bis in die Ränder des Papiers ausgedehnte Bewegung in die Sinne. Alles Puppenhafte bisheriger Frauenbildnisse ist genommen, ein neuer Frauenkontur spricht uns im wesentlichsten an.

Man möchte dieses «große Ding» in den Figurenbildern GAUGUINS aufzeigen. Wie hat jener ehemalige Bankbeamte, der ein Maler werden mußte, den von Degas beschrittenen Weg des neuen Konturs weiter verfolgt! Manche schätzen Gauguins Frühzeit mehr, sie lieben vor allem die bretonischen Landschaften. Schon darin steckt aber der spätere große Figurenkomponist der Südsee. Wie verflicht sich das rote Kind mit den weißen Lilien, wie birgt sich die sinnende Frau unter den blauen Dächern.

Degas, Renoir, Monet, die führenden Impressionisten, sind fast in unserer Zeit, 1917, 1919 und 1926, im hohen Alter von 83, 78 und 86 Jahren gestorben. Van Gogh, Gauguin, Cézanne, die großen Nach-Impressionisten, die dieser Sammlung vor allem den berühmten Namen gaben, führte ein heftigeres Schicksal viel jünger und früher, 1890, 1903 und 1906, ans Ende. Doch hat der Sammler mit Pascin, Derain, Picasso, Vlaminck ihre Reihen bis in unsere Tage fortgesetzt. Wenn er von PICASSO, neben dem schönsten seiner großen Harlekine, die «beiden Brüder» aussuchte, so stammt auch dieses, fast wandbildhafte, große Gemälde wieder aus einer Zeit, in der der Maler das Ringen der Zeit um menschliche Gemeinschaft noch, wie in den «Seiltänzerfamilien», im Glauben und Ausdruck einer starken, in sich geschlossenen Komposition gab. Bei VLAMINCK wird nicht bloß die helldunkle Farbenrechnung, sondern ebenso die aus Straßenecken und Häusergiebeln wie in Dreiecken von oben und von unten ineinandergeschobene Komposition das Auge fesseln.

Alles Große tritt in denselben Rang. So hat Rudolf Staechelin plötzlich vor letzten Montblanc-Landschaften Ferdinand Hodlers auch die Schweizer Kunst derselben Zeit ergriffen miterworben. Noch aus der Hand des Meisters. Und HODLER vertraute ihm unter den Bildern der sterbenden Frau Darel auch das schönste, mit eigener Hand als «unverkäuflich» bezeichnete an. «Bei Ihnen weiß ich das Bild in Ruhe.» In jenen letzten Landschaften und letzten Menschenbildnissen strömt die Ruhe bis über den Tod hinaus, der man so oft — auch in Buddha-Figuren der beiden Häuser — begegnet.

DIE DREI WEISEN AUS DEM MORGENLAND

Eine alte Legende, neu erzählt von Jakob Streit

Die Könige kommen zusammen

Zur Zeit des Herodes ritten die drei Könige aus Morgenland dem wunderbaren Sterne nach. Sie nahten sich, ein jeder auf seinem eigenen Wege, der Stadt Jerusalem, da Herodes regierte. Die drei kamen sich immer näher und wußten doch nichts voneinander. Da sie von drei Seiten einem Hügel vor der Stadt zuritten, breitete sich ein düsterer Nebel über das Gelände. Der Schein des Sternes verging, und sie konnten keinen Weg mehr erkennen. Derhalben gab es sich, daß die Könige einer nach dem andern am Fuße dieses Hügels von ihren Reittieren absteigen mußten und in der Dunkelheit verharren. Eine große Traurigkeit legte sich über ihre Seelen, die sie nicht recht zu deuten wußten. Es war der Hügel Golgatha, an dessen Fuß sie die Dunkelheit bannte. Doch blieb ihnen noch verborgen, was auf dieser Höhe sich dereinst erfüllen sollte.

Endlich, wie der Morgen nahte, begann der Nebel sich zu lichten. Ein frischer Morgenwind trieb ihn davon. Mit großem Erstaunen gewahrten sich jetzt die Könige nahe beisammen auf demselben Gelände. Vor Freude umarmten sie sich, als sie hörten, daß alle drei vom gleichen Sterne geführt worden und dasselbe Kind suchten. Aber siehe, obwohl der Nebel vergangen war, es ließ sich kein Stern mehr erblicken. Das bekümmerte die Könige gar sehr. Weil aber eine Stadt mit hohen Mauern und Türmen vor ihren Augen lag, kamen sie überein, in dieser Stadt im Palaste des Königs zu fragen, ob hier das gesuchte Kind zur Welt gekommen sei; denn sie dachten, es möchte wohl ein Königskind sein.

Alsbald ritten die drei Könige durch das hohe Tor der Stadt Jerusalem ein.

Die Könige vor Herodes

Herodes, auf seinem Throne sitzend, gab das Zeichen: «Man führe die fremden Männer zu mir!» Da schritten Kaspar, Melchior und Balthasar, von einem Diener geleitet, herein und verneigten sich vor dem Throne. Wie sie in aller Würde dastanden, huben sie an zu fragen: «Ist hier ein neuer König geboren? Wir haben seinen Stern gesehn; der hat uns aus fernen Landen geführt bis gen Jerusalem. Wir kommen, ihn mit unseren Gaben zu begrüßen, zu verehren!» Als Herodes vernahm, daß hier von einem neuen König die Rede sei, schlich geheime Furcht in seine Seele. Er ließ sich jedoch nichts anmerken und antwortete erstaunt: «Von einem neuen König in Israel weiß ich nichts; doch will ich meine Gelehrten und Weisen darüber befragen.» Er ließ auch gleich die Schriftgelehrten in seinen Palast kommen; doch wußte keiner von der Ankunft eines solchen Kindes zu melden, wie es die Könige meinten. Einer jedoch sprach: «Sollten die drei den Messias suchen? Von ihm steht in alten Büchern geschrieben, er werde zu Bethlehem zur Erde kommen.»

Nachdem Herodes die Berufenen weggeschickt hatte, winkte er die drei Könige näher zu seinem Throne und sprach mit verstellter Stimme: «Gehet hin und forschet fleißig nach dem Knäblein; wenn ihr es gefunden habt, so kehret zurück in meinen Palast und berichtet mir, wo ich es finden kann; denn ich möchte auch zu ihm gehen und es anbeten.» In seinem grimmigen Herzen aber gedachte Herodes: Dies Kind will ich beizeiten verderben! Eine dunkle Ahnung ließ ihn befürchten, es möchte in seinem Reiche groß und mächtig werden.

Als die drei Könige dies alles vernommen hatten, zogen sie hinweg und siehe, kaum waren sie außerhalb der Stadt, erschien der Stern wiederum vor ihnen und führte sie gegen Bethlehem.

Die Könige finden das Kind

Es war aber im Felde vor einer Grotte ein Stall gebaut, darüber der Stern stillestand. Sein Leuchten wurde noch heller als zuvor. Die Könige verwunderten sich über die Aermlichkeit des Ortes, hielten ihre Kamele an und stiegen ab. Sie traten ins Innere des Stalles und fanden ihn vom Licht des Sternes erfüllt. Und sie gewahrten in seinem Scheine das göttliche Kind und die Mutter, die bei ihm war. Da ergriff die Könige solche Freude, daß sie niederknieten und vor der Krippe die Erde küßten. Melchior nahm den goldnen Becher, berührte mit seinen Lippen die Hand des Kindes und sprach: «Aus diesem Becher haben bis jetzt nur Könige getrunken, von nun an wird er von Deinem Glanze beschienen sein.»

Darauf nahte sich Balthasar dem Kinde und legte das edle Gefäß mit Weihrauch vor der Krippe nieder; er sprach: «Du göttlich Kind! Hier bringe ich Dir Weihrauch, wie er im Opfer des alten Tempels auf dem Berge gebrannt hat und den Weg zum Himmel öffnete. Schließe uns einen neuen Weg auf; alle Völker warten darauf!»

Der dunkle Kaspar gab sein Kästchen Myrrhe hin mit den Worten: «Du Sternenkind, nimm den Myrrhenzweig als

Opfergabe! Er ist gewachsen am Rande des Brunnens, der das letzte Wasser barg. In Deinem Zeichen wird der Quell von neuem fließen.» Und siehe, eine Träne fiel aus seinen Augen, da er des dürstenden Volkes gedachte, das er zur Zeit einer großen Dürre verlassen hatte.

So mächtig bewegt waren die drei Könige, daß sie unverwandt auf der Erde knien blieben und ihre Seelen entrückt wurden. In dieser Zeit sei ihnen vieles offenbart worden von kommenden Geschehnissen, vom Leben und Sterben des Christus und seiner Auferstehung am dritten Tag. Darüber hörten sie kaum die Worte, mit welchen Maria ihre Gaben verdankte. Da sie sich nach einer Weile wieder erhoben, lag ein großer Ernst auf ihrem Angesicht. Sie nahmen Abschied von Mutter und Kind. Sie verließen die Stätte und ihnen war, das himmlische Licht des Sternes beginne in ihren Herzen zu leuchten. Sie fanden ihn nicht mehr draußen am Nachthimmel, da sie vor die Hütte in die Dunkelheit hinaustraten und ihre Kamele bestiegen.

Bevor der Tag anbrach, legten sie sich auf dem Wege nach Jerusalem bei einem Baume auf die Erde nieder, sich kurzen Schlaf zu gönnen. Die Stunde war noch zu früh, um bei Herodes vorzusprechen und ihm das gefundene Kind anzuzeigen. Kaum senkte sich ein leichter Schlaf über sie, hörten die drei eine Stimme, die sprach vernehmbar zu ihnen: «Kehrt nicht wieder ein bei König Herodes; er will dem Kinde Böses antun!» Es war die Stimme eines Engels, die sich also den Königen kundtat, und ein jeder hat sie bei sich selbst vernommen und erwachend den andern erzählt. Da erhoben sich die Könige, bestiegen ihre Kamele und ritten eilig an den Toren der Stadt vorüber.

Die folgenden Tage wartete Herodes vergeblich auf die Rückkehr der drei Fremden; sie kamen nimmermehr vor sein Angesicht . . .

Es heißt in alten Büchern, die Könige hätten die Kunde von Bethlehem in aller Demut und Liebe in ihre Lande zurückgebracht. Dann aber seien sie zusammen auf einen Berg gezogen und hätten dort fortan ein heiliges Leben geführt. Nimmermehr verließen sie einander.



WOLFGANG HUBER: *Die Anbetung der Könige, um 1530*

Der Meister, der den hier wiedergegebenen Holzschnitt schuf, war einer der begabtesten süddeutschen Künstler der Dürerzeit. Um 1510 herum, etwa im zwanzigsten Altersjahr, mag er aus seiner Heimat Vorarlberg nach Bayern gewandert sein. In Albrecht Altdorfers Werkstatt zu Regensburg wurde sein Talent entscheidend gefördert. Bis an sein Lebensende (1553) war er dann in Passau als Maler und als Zeichner für den Holzschnitt tätig, hochgeehrt und ausgiebig mit Aufträgen bedacht, wie die große Zahl seiner Gesellen und Lehrknaben und auch der heftige Brotneid der einheimischen Winkelgrößen beweist. Unser Bild ist das Dokument einer ungewöhnlich reichen, vielseitigen Menschennatur. Da ist das für den romantischen Reiz der Landschaft erstaunlich empfängliche Auge (man muß an Dürer denken), da ist die Kunst, das Spiel der Gebärden zwischen menschlichen Gestalten aufs feinste zu komponieren. Wirkt Huber mit der schlichten Poesie dieser Szene wie einer, der aus dem Reich des altdeutschen Volksliedes und der Marienlegende kommt, so erinnern andrerseits die virtuos behandelten Mauerbogen und Dachbalken an die Freude des Renaissancekünstlers an kühner Architektur nach italienischem Vorbild. So hat der Passauer Meister die Summe eines reichen Lebens zwischen Mittelalter und Neuzeit in sich gesammelt, um im Bild der anbetenden Könige dem Wunder, das in der Christnacht geschah, seine eigene Huldigung darzubringen.

Ueber das Wörtlein ‚gut'

In jener fernen Zeit, als wir noch in der Primarschule saßen und zum erstenmal mit unsicheren Händen Haupt- und Nebensätze mühsam auseinanderzunehmen suchten, da hatte man uns schon als eine Grundweisheit der Stilkunst eingehämmert: Meidet abgegriffene Wörter, als da sind: sein, haben, machen, groß, klein, denn sie haben keinen Charakter. Im Grüpplein der solchermaßen Verfemten befand sich, erbarmungswürdig anzuschauen, regelmäßig auch das liebe Wörtlein *gut*. Die Warnung vor verwaschenen Allerweltsbegriffen schien zwar auch in diesem Fall reichlich gerechtfertigt — sieht man genauer zu, so fängt es tatsächlich darin an, verwirrend und bedenklich von Bedeutungen zu wimmeln.

Da ist von einem *guten Gewissen* die Rede, aber im Handumdrehen gibt sich unser «moralisches» Adjektiv auch als Vorspann für recht ungute Künste her: ein tüchtiger Bandit ist in den Augen seines Hauptmanns ganz gewiß ein *guter Räuber*. Scheint in dem Goethewort: «Ein *guter Mensch* in seinem dunklen Drange / Ist sich des rechten Weges wohl bewußt» der Begriff in seinen wahren Rang erhoben, so hat er ihn im Sprichwort: «*Böse* Weiber sind *gut* zu bösen Sachen» gleich wieder verleugnet. Wohin wir blicken, stets eine verwirrende Vielfalt von Bedeutungen, stets ein Wort, das uns mit hundert Verwandlungskniffen zu narren scheint.

Was dem schulgerechten Stilisten ein Greuel ist, kann für den Freund der Sprachgeschichte sehr wohl ein Quell der Freude sein. So verhält es sich mit Wörtern von der Art dessen, das uns hier beschäftigt. Denn in ihren vielfältigen Bedeutungsschattierungen erkennen wir nicht selten die lebendige Spur, die das menschliche Bewußtsein in seinen Wandlungen durch die Jahrtausende hindurch im Wort hinterließ. Und was insbesondere die drei Buchstaben des Wörtleins *gut* umschließen, das weist auf wesentliche Wegstrecken in der Geschichte des sittlichen Bewußtseins hin. Kein Wunder, daß das Grimmsche Wörterbuch auf über fünfzig Folioseiten den Reichtum des unscheinbaren Gebildes kaum zu fassen vermag.

Was es anfänglich bedeutete, läßt sich aus einigen urverwandten Wörtern des deutschen und des außerdeutschen Sprachgebietes erschließen. Mit dem Ausdruck *Gott*, wie manchmal vermutet wird, hängt es nicht zusammen. Die Ursprünge sind viel bescheidener; sie liegen für das Wörtlein, mit dem wir höchste sittliche Haltung benennen, paradoxerweise in einem Raum, der völlig abseits von Gut und Böse liegt. Genau so wie *Tugend* am Anfang ganz prosaisch *taugend* = *tauglich* bedeutete, war mit dem Prädikat *gut* einfach festgestellt, daß etwas passend oder zweckentsprechend war. Das norddeutsche *gätlich*, das russische *godnyj*, das litauische *gadnus* (welche alle nicht *gut* im sittlichen Sinne, sondern ganz allgemein *geeignet* bedeuten): das sind die Nächsten und Ältesten der Wortsippe, zu der *gut* gehört. Bei näherem Zusehen findet man seine Spur auch im Wort *die Gatten*, das heißt die *Zusammenpassenden*. Es gibt tausend weitere und engere Vorstellungen des Zweckmäßigen: ein ausgedehntes Tummelfeld! Und unser Wörtlein ist denn auch überall darauf zu finden. Bald ist es gleichbedeutend mit *nützlich*, *förderlich*, bald mit *geziemend*, *gebührend*, bald ist es ein Ausdruck des ganz persönlichen Wohlgefallens. Den ersten Fall haben wir etwa in diesem alten Reisebuchpassus über einen Badeort vor uns: «Liebenzell, ein Stättl und natürlich Pad, ist für die Gelsucht gut», den letzten häufig dann, wenn wir zufrieden vom Duft einer Blume, von einem Stimmklang usw. feststellen, er sei gut. Auch wo *gut* solchermaßen weitab von ethischen Wertungen steht, ist es ein frohes Wort, ein Wort des Einverständnisses, ein Wort, das ja sagt zur Welt und Uebereinstimmungen besiegelt — auch in jenem engsten Sinne, wo wir mit einem «Gut!» bezeugen, daß wir einverstanden sind.

In einem höheren Inhaltsbereich als dem des bloß Zweckdienlichen, Wohlgefälligen und Tüchtigen befinden wir uns, wenn wir in mittelalterlichen Chroniken den Adel als die «edlen guoten alten geschlecht von grafen und herren» benannt sehen. Das klingt bis heute nach in der *guten Familie*, im *guten Haus*: *gut* als Ausdruck für das Vornehme. Nachhaltiger verfeinerte sich der Begriff *gut*, als er auch das Gütigsein in sich aufnahm. Schon in Gottfried von Straßburgs Tristan-Epos vernehmen wir den feineren Klang, wo einer milde gebietet, «daz si dem fremeden kinde *guot* unde genädic waeren».

Führen wir uns die Erhöhung des Wörtleins *gut* von einer vielseitigen Bezeichnung des Zweckmäßigen und Tauglichen zu einem Begriff des Vornehmen und Gütigen, schließlich des an sich Wertvollen überhaupt vor Augen, so wird uns der Anfang der Genesis in den Sinn kommen. Kaum wagt man *gut* anders als mit *vollkommen* zu übersetzen, wenn da vom Schöpfer, nachdem er Licht und Finsternis und Wasser und Erde voneinander schied, geschrieben steht: «Und Gott sah, daß es *gut* war.» Dann wieder und wieder bei der Erschaffung von Getier und Gewächs und Gestirn, und dann am Ende: «Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.» Solch gewaltige Gutheißungen haben früh schon das Ihre beigetragen zur Bedeutungserhöhung unseres Begriffes.

Wo sich der Inhalt eines Wortes veredelt, wo es ganz allmählich reif und süß wird (um mit Nietzsche zu reden), pflegen ihm drei geistige Mächte Leben von ihrem Leben mitzuteilen: Religion, Philosophie und Dichtung. Theologie und Weltweisheit waren denn auch am Werk, als unser Wörtlein ganz in den Bereich der sittlichen Begriffe herübergenommen wurde. Hier hieß *gut* nicht mehr so viel wie *tauglich*, *nützlich*, *vornehm* oder an sich *wertvoll* usw., sondern *sittlich vollkommen*, im Einklang mit der Morallehre der Religion oder der Philosophie oder einfach dem Sittengesetz stehend. In unserer Sprache führen die Spuren dieser Ethisierung zurück bis zu jenen frühchristlichen Schriftstellern, die für das bonus der römischen Moralphilosophen oder das Entsprechende der Bibel einen deutschen Begriff finden mußten. So hoch zielte das, was man da und dort unter dem Guten, im Einklang mit dem göttlichen Willen Stehenden verstand, daß in gewissen Gegenden die Heiligen einfach die Guten genannt wurden: die «kristenheit waer übel beriht (beraten), genüzzen wir der guoten niht», sagt der mittelalterliche Spruchdichter Freidank.

Und ähnlich reich und rein wurde der Begriff bei jenen Philosophen (man denke an Kant), die mit ihm das höchste mögliche Verhalten des Menschen in diesem irdischen Leben bezeichneten. Sooft das Wort auch abgegriffen erscheint — die hohe Bedeutung

tritt doch immer wieder strahlend hervor. Man sehe auf die Dichter: sie meiden es nicht, sie wissen, wie vieles anklingt, wenn einer «es ist gut» sagt. Nicht minder als im ethisch indifferenten Gebrauch ist es auch dort, wo man es im weitesten ethischen Sinne nimmt, ein Wort, das bejaht und Uebereinstimmungen zwischen Mensch und Mensch und Mensch und sittlichen Ordnungen besiegelt. Bei Goethe vernehmen wir immer wieder seinen warmen, dunklen Klang; ihm war es nah wie nur wenige sonst. Nichts Schöneres als diese reiche Steigerung: «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.» Zuerst die Anrufung des Einzelnen in seinem eingeborenen Wert, dann der schenkenden Hinneigung zum andern, und schließlich, wie mit *einem* Bogenstrich zwei Töne zu einem einzigen, reicheren vereinend, das herrlich krönende *gut*, das den Aufgerufenen in eine höhere Ordnung aufzunehmen scheint.

Die Geschichte des Ausdrucks *gut* ist eines der schönsten Beispiele für den Vorgang der Bedeutungsveredlung. Es hat die Spur jahrtausendalter Kämpfe um den Begriff des reinen Guten in sich aufgenommen. Freuen wir uns seiner Fülle! Mag es da und dort entwertet, verwaschen und abgegriffen erscheinen, mögen die Bedeutungen auch verwirrend durcheinandergehen — immer wieder leuchtet es wie von einem inneren Licht, immer wieder setzen es große Zeiten in seinen fürstlichen Rang ein, immer wieder offenbart es, wie reich es die Geschenke der Denker und der Dichter machten — das Wörtlein *gut*, in bunten Lappen ein Königskind.

Albert Bettex

Kleines Gebet für eine Katze

Lieber Gott, es ist heute ein nachtschwarzes Seelchen in den Himmel Deiner Geschöpfe gefahren. Du hast es vielleicht nicht bemerkt, denn es ist ein tückisches Ding. So tückisch, daß es sich sogar Deinem allsehenden Gesicht entschmiegen könnte. Zwar müssen die Katzenaugen phosphorn aufgeblitzt haben, als es in die große Helle Deines Reiches schlich. Aber vielleicht, lieber Gott, könntest Du für einmal im großen Geflimmer Deiner Sterne das Auftauchen der zwei neuen Pünktchen nicht bemerkt haben. Aber Du wirst ihnen ja doch begegnen — alles begegnet Dir und allem begegnest Du einmal —, und so will ich Dir hier sagen, wem sie, diese Augen, gehört haben.

Es kam einmal aus einem Sack in der Hand eines Bäckerbuben ein schwarzes Kätzchen gesprungen. Es war ein Geschenk für mich, das mir mein Bruder an einem Frühlingstag zudachte. Japäni nannte ich es, als ich ihm streichelnd die Ohren zurückbog, wobei sein breites Katergesicht mit den Schlitzaugen wirklich einen solch fernöstlichen Ausdruck annahm. Der Name blieb ihm, obschon er von den andern meist nicht begriffen wurde. Jäppel konnte man es herabmindernd schelten, wenn es sein Fleisch nicht gemaust, wie das bei einer Katze, die etwas auf sich hält, der Brauch ist, sondern gemeinhin vom Küchenteller gestohlen hatte.

Einen Sommer lang waren Japäni und ich aufrichtig und zärtlich befreundet. Es liebte die Sonne nicht, die brennend in sein schwarzes Fell stach, und so saßen wir oft vor dem Haus, wenn dieses breite Schatten warf und der kleine Unkrautgarten davor schon müde auf den Tau wartete. Sich in diesem Garten schnüffelnd umzutun, war Japäni eine besondere Lust. Als stiegen in seine kleine feuchte Plattnase herrliche Wohlgerüche, schloß es, an einer Hauswurz schnuppernd, die Lider zu einer kleinen Oeffnung, durch die wie verliebt die Augen schimmerten. Zupfte ich es dann am Schwanz und klopfte ihm leicht auf die Seite, so legte es sich augenblicklich um, erfaßte meinen Arm mit den Vorderpfoten, schabte mit den Hinterbeinen dagegen und biß mutwillig in die Haut. Wie wenn mir hundert Stunden im Tag gehörten, konnte ich mit Japäni spielen; die Anmut jeder seiner Bewegungen war mir lauter Freude.

Seine Passion aber war, den Vögeln aufzulauern, die zur Hecke hin- und wieder wegflogen. Wenn Japäni Vögel sah, war es aus mit dem zärtlichen Hauskätzchen. Die Gattungsinstinkte fuhren ihm durch den Leib, der vor Erregung zitterte; der Schwanz peitschte durch die Luft, und die Ohren waren nicht mehr zierlich gestellt wie beim Spiel; sie senkten sich, als wollten sie den Zähnen und Krallen beim Zugriff behilflich sein. Kein Ruf vermochte Japäni wegzulocken, ja auch nur abzulenken, wenn es sich auf der Vogellauer duckte.

Oh, und was es mir einmal anrichtete! Von festlichem Anlaß hatte ich sechs Nelken heimgebracht, die nun auf meinem Schreibtisch wunderschön prangten. Was ich aber nach einem Gang durch die Stadt in meinem Zimmer antraf, brachte mich gegen Japäni böse auf. Die Nelken schwammen gemeinsam mit all den Briefschaften und Schreibgeräten in einem kleinen Teich, der auf einer Seite langsam zu Boden tropfte. Ein Häufchen Photographien quoll neben meinem Paß, und der Füllfederhalter sandte blaue Wölkchen aus. Ich stand eine ganze Zeitlang vor diesem Idyll, ergriff einen Brief — und legte ihn hoffnungslos wieder zurück in das Wasser. Da kam Japäni des Weges, schmiegte sich an meine Beine und schnurrte voller Freude über meine Heimkehr. Und entgegen aller Erziehungskunst ließ ich es geschehen, daß es mir fröhlich zuschaute, wie ich der Wüstenei mit Schwamm und Fließpapier beizukommen versuchte.

Dann geschah das Traurige, als sich Japäni im Garten witternd durch die Hecke vorgewagt hatte. Ich war im Haus, und mein Bruder kam und sagte es mir: «Japäni liegt vom Hund gebissen tot. Es ging mit gebrochenem Rücken noch auf eine verzweifelte Flucht — ich habe ihm dann ein Ende gemacht.»

Das Herz stieg mir in die Kehle, und ich brachte kein Wort hervor, als das nichtsnutze schwarze Pelzchen vor mir lag. Nichtsnutz, sage ich? Die Katze war schön, und ihr Körper kannte alle Bewegungen der Anmut. Wie nütze ist uns das Anschauen solchen Gleichmaßes und solcher Echtheit!

Dies wollte ich Dir sagen, lieber Gott, und Dir auch danken für dieses Weiche und Schmiegsame.

Und: Wird Japäni nun als hinkender kleiner Umgänger in Deinem Reich herumfahren müssen? Gib ihm, lieber Gott, das Lautlose seines Ganges wieder, die Anmut seines Körpers und in sein schwarzes Fell den schimmernden Glanz!

Rosmarie Wili



Ordnungsbesessene Systematiker haben sich immer wieder bemüht, die eigenartige Kunst des Basler Malers NIKLAUS STOECKLIN mit einem jener bombastisch verschnörkelten Ismen zu etikettieren. Mit Naturalismus und Realismus allein war nicht auszukommen; da erfanden sie den magischen Realismus und schlossen die Schublade «Stoecklin» im großen Schrank der Kunstgeschichte befriedigt zu. Doch mit jedem neuen Bild des heute Fünfzigjährigen sprang das Fach wieder auf, und kopfschüttelnd standen die Experten davor. Sollte man eher vom «arrivierten Oeldruck», von neuer Sachlichkeit oder Gegenständlichkeit sprechen? Die künstlichen Schulbegriffe versagen vor der Vielfalt der Kunst und vor der individuellen Leistung des Künstlers, sie umschreiben die Malerei Niklaus Stoecklins nur unvollkommen und verfälschen sie.

Magisch ist die Gewalt, die er über die Dinge besitzt, realistisch der Blick, mit dem er sie sieht, naturalistisch die Akribie, mit der er sie beschreibt, sachlich das naturwissenschaftliche Interesse, das er Organischem und Unorganischem entgegenbringt. Aber alle diese Faktoren zusammengefaßt bringen uns dem Schöpfungsakt, der unbewußt naiv Geschautes und bewußt Geformtes in sich vereinigt, nicht näher. Und darin erst erweist sich der Künstler, der bei aller prononcierten Gegenständlichkeit eine poetische, innere Vorstellung von den Dingen hat, nach denen er greift.

Wie mit einem Zauberstab berührt er eine Blüte, ein Erdbeersträußchen, einen Fliegenpilz und läßt sie aus dem Leben ins Bild hinübertreten. Als ob er sie mit einer durchsichtigen Glasur besprengt hätte, erstarren sie unter den mit feinem Pinsel lasierend aufgetragenen Farbschichten zu einem neuen Dasein in einer Welt der Abstraktionen und Gesetzmäßigkeiten, der feinsten formalen und farblichen Gewichtsverteilung. Stoecklin hat die merkwürdige Fähigkeit, organisches Leben im Bilde unorganisch zu gestalten und umgekehrt die Dinge der unorganischen Welt zu einem geisterhaften Leben zu erwecken. In beiden Fällen bleibt er der Dürerschen Tradition treu, die in der Natur steckende Kunst aus ihr «herauszureißen». So vermag er die beiden Erscheinungsformen der Natur einander anzugleichen. Gliederpuppen und Menschen, lebende Köpfe und Perückenstöcke, Porzellanvögel und brutzelnde Spiegeleier in der Bratpfanne, rote Aepfel und farbige Glaskugeln, blitzende Messerschneiden und Zwiebeln — alles führt in seinen mit kunstvollen Perspektiven und plastischen Modellierungen geschaffenen Malräumen ein seltsames Eigendasein in einer starken, neuen Stofflichkeit.

In allen diesen Dingen aber spiegelt sich die Welt, in der Stoecklin, Sammler und Sucher, Fischer und Koch, Erfinder und Entdecker, Naturwissenschafter und Maler, vor allem Stoecklin der Künstler lebt: Die Gassen des alten Basel, auf die gotische Fenster wie lorgnonbewehrte Tanten neugierig herabblicken, das blitzsauber aufgeräumte Riehener Atelier, die einladende Kaminecke im gastlichen Tessiner Haus. Eine Welt des dinglichen Zaubers, der wie ein dünner, gläserner Klang über die Schachtel mit den bunten Kugeln hinschwingt.

Heinrich Kuhn



Beilage: Zeitgenossisches Schaffen, Blatt 23. Niklaus Stoecklin: Weihnachtskugeln. Im Besitz von Balthasar Reinhart, Winterthur.





Wo ist die Mitte der Welt?

VON WALTER ROBERT CORTI

Im Jahre 546 vor unserer Zeitrechnung schloß der Milesier Anaximandros für immer seine Augen. Nietzsche nannte diesen hellen, herrlichen, verwegenen Abenteurer des Geistes den «Hauptkerl» der sogenannten vorsokratischen Philosophen. 250 Jahre früher entstanden, auch an der Westküste Kleinasiens, die homerischen Epen, 399 vor Christi Geburt trank Sokrates dann im Athener Gefängnis den Schierlingsbecher. In den Denkern dieser Epoche leuchtet das Morgenrot der abendländischen Wissenschaftsgesinnung in zauberischen Farben auf und wer unser modernes Weltbild noch in den Kinderschuhen schauen möchte, wird gerade die Fragmente der Vorsokratiker mit dem größten Vergnügen studieren. Anaximandros nun behauptete mit einer aus den Kenntnissen seiner Zeit unbegreiflich kühnen Großartigkeit, «*daß die Erde sich im Weltraum in schwebender Lage befinde, und zwar im Mittelpunkt der Welt*». Noch sein milesischer Mitbürger Thales, der im nämlichen Jahre verstarb wie er, vertrat eine der älteren mythischen Anschauungen, wonach die Erde als eine flache Scheibe auf dem Wasser schwimme. Das ist homerisch gedacht. Auch nach Hesiod crawlt die Sonne nachts unter dem Horizont wieder nach dem Osten und leuchtet nach dieser Wasserwanderung am nächsten Morgen nur um so schöner. Ueber der Erdscheibe dachte man sich eine riesige Kristallschale, gleichsam eine gewaltige Käseglocke, an der die Sterne fix befestigt waren und wie die Köpfe goldener Nägel glänzten. Wie ließ sich dann aber das doch augenscheinliche Wandern der Sonne, des Mondes und der erst fünf bekannten Planeten am Fixsternhimmel erklären? Mußte man nicht wenigstens ihnen verschiedene Abstände von der Erde einräumen? Da der Mond gelegentlich die andern Planeten verdeckt, steht er uns näher als jene. Die Pythagoreer konstruierten schließlich acht die Erde umkreisende Sphären, in denen sich Mond, Sonne und Planeten befinden und diese Welt wurde von der festen, letzten, achten Fixsternschale abgeschlossen. Die Erde lag in ihrer Mitte, und fiel ein Gegenstand vom Himmelsfirmament zu uns herunter, so brauchte er immerhin neun Tage und neun Nächte dazu. So mußte er freilich einen ordentlich großen Raum durcheilen; der aber war doch noch viel zu klein gedacht, als daß auch die Erde in ihm hätte umherwandern können.

Daß die Gestalt unseres Planeten eine Kugel sei, ersannen sich die wundersamen Griechen erst aus rein philosophischen Ueberlegungen. In der Kugel erblickten sie den vollkommensten mathematischen Körper, und da sie die ganze Welt als ein vollkommenes, harmonisches Ordnungsgefüge sahen (Kosmos heißt Schmuck und Ordnung), so mußten auch die Erde und die sie umgebenden Sphären kugelförmig sein. Noch Anaximandros dachte sich die Erdgestalt zylinderförmig, später kamen dann die Beweise, etwa daß der Schatten der Erde während einer Finsternis auf dem Monde kreisförmig erscheint, oder die Mastspitzen eines ankommenden Schiffes zuerst über dem Horizont sichtbar werden. Im Phaidon gebraucht Platon ein fröhliches Bild, welches dann erst im neuen Welterlebnis des Fliegers seine volle Bestätigung fand: Die Erde sehe von oben betrachtet wie die zwölfteiligen Lederbälle im Schmucke ihrer bunten Farben aus. In der gleichen, ergreifend schönen Erzählung von des Sokrates hohem Sterben heißt es auch: «Die Erde ist groß. Wir bewohnen darin nur einen kleinen Teil um das Mittelmeer herum, während anderswo andere Menschen wohnen.» Ist sie aber eine Kugel, dann müssen auf der Gegenseite unsere Antipoden, die Gegenfüßler mit dem Kopf nach unten in den Himmel hängen. Die Gegenfüßler der Engländer sind die Neuseeländer. Plinius, zu Como geboren, im Aschenhagel der Vesuvkatastrophe tragisch während des Unterganges von Pompeji und Herkulaneum umgekommen, sagt in seiner Naturgeschichte: «Die Wissenschaft und die Meinung des großen Haufens befinden sich in gewaltigem Widerspruch . . . man fragt, warum die Antipoden denn nicht abfielen. Als ob nicht die Gegenfrage zur Hand wäre, warum *jene* sich nicht verwundern, daß *wir* nicht abfallen. Am meisten aber sträubt sich der große Haufe, wenn man ihm glaublich machen will, daß auch das Wasser gewölbt sei.» Noch im Zeitalter des Kolumbus schrieb der spanische Theologe Tostatus: «Den Aposteln war befohlen, in *alle* Welt zu gehen und jeglichem Geschöpf die frohe Botschaft zu künden. Sie gingen aber nicht zu irgendeinem Antipodenweltteil und predigten da zu keinem Geschöpf; also gibt es keine Gegenfüßler.»

Es war die Lehre von der Kugelgestalt der Erde, welche die Entdeckung Amerikas vorbereitet hat. Eratosthenes, der Direktor der Bibliothek von Alexandrien, erklärte die Erdumseglung für möglich, Seneka meinte sogar, bei günstigen Winden sei Indien westwärts in wenigen Tagen zu erreichen. Es mußte jedoch noch einer kommen, der den Mut zu diesem Wagnis hatte. Das Westmeer wimmelte von den Ungeheuern des Aberglaubens. Ein mittelalterliches Lesebuch stellt die Gruselfrage: «Warum ist die Sonne (im Westen) so rot am Abend? Weil sie dort auf die Hölle niederschaut.» Aber am Morgen des 12. Oktobers 1492 — der Mondschein lag noch über dem Meer — sah ein Matrose des vorauseilenden Schiffes «Pinta» Land. Kolumbus hatte sein «Indien» gefunden, die Ureinwohner Amerikas heißen darum ja heute noch Indianer. Er starb, ohne daß ihm die wahre Wirklichkeit seiner Entdeckung voll bewußt wurde. 1519 begann dann der heroische Portugiese Magalhaes die erste Weltumsegelung — was die großen Griechen dachten, bestätigte sich: die Erde ist eine Kugel, größer als die Alten ahnten, die frei im Weltraum schwebt und auch die «Fixsternschale» ist eine Kugel, welche unsere irdische Heimat allseitig umgibt. Die Erde bildet die Mitte der Welt, Sonne, Mond und Sterne umkreisen sie. Dem kleinen Erdenbürger kam das alles sehr erbaulich und schmeichelhaft vor. Professor Peter Lombard in Paris ließ sich darüber im zwölften Jahrhundert so vernehmen: «Gerade wie der Mensch um des Gottes willen erschaffen ist, das heißt: um ihm zu dienen — so ist das Weltall um des Menschen willen erschaffen — um *ihm* zu dienen. Darum ist der Mensch zum Mittelpunkt des Weltalls gesetzt, daß er beides soll, dienen und bedient werden.»

Die Sonne Hesiods, die nächtlings den Okeanos durchschwimmt, ist offenbar nicht viel größer als ein Walfisch gewesen, oder sie ist sehr zahm geschwommen, damit sie nicht durch große Meerwellen Verheerungen anrichtete. Zur Zeit des Perikles setzte ein dem Anaximander an Großartigkeit ähnlicher Denker die altgläubig-dumpfen Athener mit einer neuen Theorie in die ärgerlichste Verwunderung. Anaxagoras sagte: «Die Sonne ist eine glühende Masse und größer als der Peloponnes. Auch ist der Mond bewohnt und gibt es dort Berge und Täler.» Das war nun doch zuviel. Der Sonnengott soll ein heißer Steinklumpen sein und größer als Südgriechenland? Dabei konnte man ja das untergehende Gestirn wohl in seiner Größe einschätzen, wenn die rote Scheibe am Horizont kaum den Abstand zweier Korkeichen umspannt. Gegen Anaxagoras wurde von Staates wegen ein Prozeß der Gotteslästerung angestrengt, den er natürlich verlor: Der stille und reine Gelehrte mußte seinen Lebensabend in der Verbannung verleben. Es erwies sich aber immer mehr, daß die Sonne noch viel größer ist als selbst der Peloponnes. Aristarch von Samos, der schon im dritten Jahrhundert vor Christus das heliozentrische Weltbild lehrte, glaubte, sie sei 300mal größer als die Erde. Heute wissen wir, daß erst eine Million und 300000 Erdkugeln das Sonneninnere auszufüllen vermögen. Die Erkenntniskämpfe, die sich um die Bedeutung und die Stellung der Sonne im All abspielten, gehören zum Packendsten, was jeder von uns nacherleben kann. Um so verwunderlicher ist die Tatsache, daß dieses wahrste «Volksbuch» der Menschheit immer noch auf seinen kongenialen Darsteller wartet. Auch Nikolaus Kopernikus wurde durch die Schriften der Alten angeregt. «*In der Mitte von allem steht die Sonne*», sagt er. Die Erde wandert wie die andern Planeten in Kreisen um sie,

Der abgeschwächte Zentralteil aus dem großen Orionnebel ►

Die Aufnahmen der Sternwarte auf dem Mount Wilson wurden uns von Herrn Dr. Peter Stuker freundlich zur Verfügung gestellt

auch dreht sie sich selber um die eigene Achse, wodurch sich der Tag-Nachtwechsel ereignet und die Täuschung der «aufgehenden» Sonne zustande kommt. Der Fixsternhimmel ist viel weiter von uns entfernt, als die Alten dachten, so daß die Erde nun genug Raum besitzt, die Sonne zu umwandern. Sein Buch erschien 1543, in seinem Todesjahr. Luther meinte: «Der Narr will die ganze Astronomie umkehren. Aber die Heilige Schrift sagt uns, daß Josua die Sonne stillstehen hieß und nicht die Erde.» Der Sieg der neuen Lehre war jedoch nicht aufzuhalten. Sie hat die Gemüter gewaltig bewegt. Giordano Bruno zerbricht die gläsernen Gefängniswände der mittelalterlichen Welt. «Schau aufwärts», ruft er, «zu den leuchtenden Funken, deren jeder eine Welt wie diese ist! In dem unermeßlichen zusammenhängenden Raum, der alles in sich hegt und trägt, gibt es unzählige dieser Welt ähnliche Weltkörper. *Von ihnen ist der eine nicht mehr in der Mitte des Universums als der andere. Als unendliches All ist es ohne Mitte und ohne Umfang* ... In Wahrheit gibt es so viel (bewohnte) Welten, wie wir Fixsterne sehen. Sie befinden sich alle in dem einen Himmel, dem einen Allumfasser, wie unsere Welt, die wir bewohnen.» Wie sehr die neuen Thesen den Haß der damaligen Geistesmächte herausforderten, möge noch eine spätere Verlautbarung des Jesuitenpaters Melchior Inkofer vom Jahre 1633 gegen Galilei bezeugen: «Der Glaube an die Bewegung der Erde ist von allen Ketzereien die ungeheuerlichste, verderblichste und anstößigste. Die Unbeweglichkeit der Erde ist dreifach heilig; eher sollten Gründe gegen die Unsterblichkeit der Seele, gegen das Dasein Gottes und seine Menschwerdung geduldet werden, als solche Beweise dafür, daß die Erde sich bewege.» Und es war wieder ein Morgen, der 12. Februar des Jahres 1600, als der Kopernikaner Bruno zu Rom auf dem Scheiterhaufen der Inquisition starb. 10 Jahre darauf, am 7. Januar 1610, abends, richtete Galileo Galilei sein selbstgebautes Fernrohr zum Jupiter und sieht ihn als erster der Sterblichen von vier Monden umgeben. Hier war eine andere Welt als unsere zu *sehen* und niemand konnte wissen, ob sie nicht besser als unsere, ob sie nicht Gott wohlgefälliger und die wahre Mitte der Welt sei.

Mit Galilei begann die moderne Erforschung des Weltalls. Es hat dann immer wieder vielen Viertelsdenkern Spaß gemacht, angesichts des Ungeheuren und Ungeheuerlichen der Weltraumgröße die Erde als ein winziges, gänzlich bedeutungsloses Stäubchen und den Menschen als nichtigen Pilz zu erklären, der auf ihrer Oberfläche schimmelt, ein Bovist, oder ein durch seine krankhafte Gehirnentwicklung größenwahnsinnig gewordenes Raubtier. Verglichen mit einer Amöbe stellen wir ein wahres Milchstraßensystem dar. Niemand weiß, ob ein «Meter» groß oder klein ist. Er ist unser Maß. Das wahre Maß der Welt aber ist uns gänzlich unbekannt. Dies jedoch läßt sich nicht abstreiten, wie groß die erkannte Welt ist, so groß ist auch der Geist, der sie erkannt hat. Daß ein Herschel, ein Einstein, ein de Sitter das Weltgefüge erkennen konnten, läßt uns nicht nur das Erkannte, sondern auch die Erkenner bewundern. Hegel hat sich einmal über die Größe dieses Wunders herrlich ausgesprochen. «Der Mut der Wahrheit, der Glaube an die Macht des Geistes ist die erste Bedingung der Philosophie. Der Mensch, da er Geist ist, darf und soll sich des Höchsten würdig achten, von der Größe und Macht seines Geistes kann er nicht groß genug denken; und mit diesem Glauben wird nichts so spröde und hart sein, das sich ihm nicht eröffnete. Das verborgene und verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft, die dem Mute des Erkennens Widerstand leisten könnte; es muß sich vor ihm auftun und seinen Reichtum und seine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genuß geben.»

Man erkannte die Geschwindigkeit des Lichtes, bestimmte die Größe und Entfernung der Sonne, und im Jahre 1838 glückte es Bessel, die Entfernung des ersten Fixsterns festzustellen. Alle Fixsterne sind Sonnen wie die unsere, und sie bauen sich aus denselben chemischen Elementen auf, die wir auch auf unserer Erde finden. Man erkannte, daß unsere Sonne mit ihren Planetenkindern selbst wieder zu einem größeren «System» gehört. Etwa 110 Milliarden ihrer Geschwister bauen die geheimnisvolle Linse der Milchstraße auf, die im Raum-«Ozean» als eine «Insel» kreisend «schwebt». Mit solchen Bildern aus unserer Erlebenssphäre vermenschlichen wir aber nur das unmenschlich Gewaltige der tatsächlichen Verhältnisse. Das Weltall ist kein Ozean, in dem palmenbewachsene Inseln freundlich auftauchen. Die Milchstraße — was für ein niedlicher Ausdruck! — ist kein Weg, auf dem die Götter fahren oder, nach einer Indianermeinung, die Frösche ins Paradies wandern. Eine der Milliarden Sonnen der Linse ist unser Tagesgestirn und es ist in einem letzten Sinne ergötzlich, daß sie sich wieder ziemlich in der Mitte dieser Linsenwelt befindet. Deren Durchmesser beträgt etwa 30000 Lichtjahre. Der Mond kreist 384000 Kilometer von uns seine Bahn. Zur Sonne sind es schon 149 Millionen Kilometer. Diese Strecke wird vom Licht in etwas mehr als 8 Minuten durcheilt. Würden wir mit Lichtgeschwindigkeit zum nächsten Fixstern, dem berühmten Alpha Centauri aufbrechen, so brauchten wir nur 4,3 Jahre, um ihn zu erreichen. Auch der Sirius mit seinen 8,8 Lichtjahren ist nicht «weit» von uns entfernt. Das Licht reist in der Sekunde 300000 Kilometer, umkreist also in einem Augenzwinkern $7^1/_2$mal die Erde. In einem Jahr, eben dem Lichtjahr, durchjagt es die Strecke von $9^1/_2$ Billionen Kilometern. Vom einen Linsenrand unseres Systems zum andern ist es 30000 Jahre unterwegs ...

Unsere Milchstraßenlinse bildet nur eines von vielen solcher Systeme. Der Andromedanebel ähnelt unserer eigenen Sternwelt. Sein Durchmesser beträgt etwa 42000 Lichtjahre, das ganze Gebilde ist etwa 900000 Lichtjahre von uns entfernt. Man muß es einen Nachbarn nennen, denn heute kennen wir schon eine große Zahl solcher Inseln, die ihrerseits hundert Millionen Lichtjahre von uns entfernt sind. Einige dieser Welteninseln stehen in ganzen Nestern beisammen. Verbindet man die Sterne Arktur, Spica und Regulus zu einem Dreieck, so wird das Feld gewonnen, in dem der Amerikaner Harlow Shapley 2775 Welteninseln auf seinen hochempfindlichen Platten feststellte. Die Fixsterne stehen nicht still. In der Sekunde legt die Erde etwa 30 Kilometer auf ihrer Bahn um die Sonne zurück, diese selbst aber «fliegt» in der nämlichen Sekunde mit allen ihren Planeten 20 Kilometer dem Sternbild des Herkules entgegen. Es kommen auch Sonnen mit solchen Geschwindigkeiten auf uns zu, so der schöne Deneb im Schwan und der helle Sirius. Aber das Allermerkwürdigste bei diesem rätselhaften Aufeinanderzueilen der Sonnen bleibt doch die Tatsache, daß sie insgesamt auseinandereilen. Die Weltinseln dehnen sich mit Urgewalt aus; auch unsere Sonnenwelt jagt explosionsartig auseinander! Was dies alles letztlich bedeutet, das vermögen wir noch nicht einmal zu ahnen.

Niemand kennt die Mitte der Welt. Keiner von uns weiß, was in ihr oben und unten ist. Warum ist sie überhaupt und nicht vielmehr nichts? Und warum finden sich in diesem gewaltig gebärenden Weltkoloß Wesen, die in den weißen Schauern ihres Erkennens seine Weite fassen? Im Menschen münden die murmelnden Geheimnisse in die lebendigen Spiegel des Geistes. Sein wird Bewußtsein — wozu erkennen wir aber?, für wen bauen wir durch die Jahrhunderte am unsichtbaren Dom der Wahrheit? Sieht nicht jeder von uns, wie der Zarathustra-Dichter, ein Zeichen?

«*Ich sehe hinauf*
Dort rollen Lichtmeere:
O Nacht, o Schweigen, o totenstiller Lärm!
Ich sehe ein Zeichen —,
Aus fernsten Fernen
Sinkt langsam funkelnd ein Sternbild gegen mich ...»



Nachmitternacht

Hoch in den Hallen
Walten nachtkühle Winde,
Matte Wolkenflächen
Aufwölbend
Zu weiten Schalen,
Worin, an dürstenden Dochten,
Die Sterne verglimmen:
Gelöschte Ampeln
Tröstenden Lichts. —

Horch! Aus dem Nichts
Bist Du aufgerufen
Mit Deinem Namen,
Neue Flamme zu stiften
Und mit sanft gewölbter Hand
Hütend
Sie anzuschauen
Aus schuldlosem Auge.

Kurt Jung

A P H O R I S M E N *von Marie von Ebner-Eschenbach*

Man muß das Gute tun, damit es in der Welt sei.

Die einfachste und bekannteste Wahrheit
erscheint uns augenblicklich neu und wunderbar,
sobald wir sie zum erstenmal an uns selbst erleben.

Das Alter verklärt oder versteinert.

Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe,
als sie verdienen.

So mancher meint, ein gutes Herz zu haben und hat
nur schwache Nerven.

Der Gescheitere gibt nach! Eine traurige Wahrheit;
sie begründet die Weltherrschaft der Dummheit.

Die Summe unserer Erkenntnisse besteht aus dem,
was wir gelernt, und aus dem, was wir vergessen haben.

Geistlose kann man nicht begeistern,
aber fanatisieren kann man sie.

Eine Vernunftehe schließen, heißt in den meisten Fällen,
alle seine Vernunft zusammenzunehmen,
um die wahnsinnigste Handlung zu begehen, die ein
Mensch begehen kann.

Nenne dich nicht arm,
weil deine Träume nicht in Erfüllung gegangen sind;
wirklich arm ist nur, der nie geträumt hat.

Es hat noch nie jemand etwas Ordentliches geleistet,
der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte.

Steril ist der, dem nichts einfällt;
langweilig ist, wer ein paar alte Gedanken hat,
die ihm alle Tage neu einfallen.

Rücksichtslosigkeiten, die edle Menschen erfahren
haben, verwandeln sich in Rücksichten, die sie erweisen.

Ein stolzer Mensch verlangt von sich
das Außerordentliche, ein hochmütiger schreibt
es sich zu.

Während ein Feuerwerk abgebrannt wird, sieht
niemand nach dem gestirnten Himmel.

Der Gedanke an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge
ist ein Quell unendlichen Leids — und ein Quell
unendlichen Trostes.

Geniere dich vor dir selbst;
das ist der Anfang aller Vorzüglichkeit.

Niemand ist so beflissen, immer neue Eindrücke
zu sammeln, wie der, der die alten nicht zu verarbeiten
versteht.

Ohne Phantasie keine Güte, keine Weisheit.

Weihnachtsspaziergang durch das Plüschzeitalter

Es ist noch gar nicht so lange her, da war es üblich, über die bürgerliche Gesellschaft zu Ende des 19. Jahrhunderts und ihren Lebensstil je nach Temperament still ablehnend die Achseln zu zucken oder sie mit herbem Spott zu verurteilen. Was unsere Großeltern in ihrer Jugend schön und wertvoll fanden, wurde mit den Sammelbegriffen «Muff und Kitsch» abgetan. Im übrigen nannten wir jene Epoche der achtziger und neunziger Jahre das Plüschzeitalter, ein Sammelname für portierenverhängte Fenster, Makartbuketts, troddelverzierte Fauteuils mit Staubgeruch und für eine angeblich hochstehende, doch wie uns schien heuchlerische Moral. Unser süffisantes Mitleid, das dieser Epoche galt, hat sich aber in den letzten Kriegsjahren etwas zu wandeln begonnen. Denn heute tragen für uns die Jahre der Makartsträuße den freundlichen Schimmer einer relativ langen und glücklichen Friedenszeit. Der siebziger Krieg war vorbei, der Weltkrieg lag noch fern. Ruhe, friedliche Prosperität, Muße und in gewissen Kreisen auch Geld genug, um die freundlichen Güter des Lebens zu genießen, das waren die Kennzeichen der sogenannten Gründerjahre. Aus einem Gefühl leisen Heimwehs, aus dem Wissen heraus, daß manche Werte jener Tage (unbeschadet aller Verhängnisse der Zeit) für immer verloren sind, werden plötzlich Einzelheiten jener Jahrzehnte für uns anziehend. Waren die Menschen damals bescheidener als wir Heutigen? Fühlten sie anders als wir und warum? War es der Wunsch nach Sicherheit und Geruhsamkeit, der ihren Lebensstil prägte?

Suchen wir diese Fragen unter dem Gesichtspunkt weihnachtlicher Vorfreude zu beantworten. Wie beschenkten sich die Leute damals; kam die Geruhsamkeit des Lebens, die Sattheit des Bürgertums in den weihnachtlichen Gaben zum Ausdruck? Diese Fragen, alten Leuten vorgelegt, blieben unbeantwortet. Großväter und Großmütter sangen wieder einmal, wie schon oft, das Lob der Genügsamkeit. Sie priesen die gedörrten Birnenschnitze, die gestrickten Zipfelmützen und das Glück der Zufriedenheit, das unter einem Christbaum zum Ausdruck kam, der nur mit Aepfeln und dürren Birnen geschmückt war. Hätten uns lediglich die alten Leute als Informationsquelle gedient, so wäre unsere kleine Rundfrage mit dem Aufzählen genügsamer Geschenke wie Birnenweggen, Holzschuhen, Lismer und einem Dirgelipaket erschöpft gewesen. Ja, unsere heutigen Tirggel, das typische Zürcher Weihnachtsgebäck, das jeder preist und keiner ißt, schrieben sich in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf diese sanfte Art. Wir haben dieses und alles folgende Wissen aus Zeitschriften und Tagesblättern jener Epoche bezogen. Inserate und Artikel der damaligen Gazetten spiegelten die Wünsche und Sehnsüchte, die unsere Großeltern als Beigabe zu den gedörrten Birnen in ihrer Jugend möglicherweise empfunden hatten, und das, was man Zeitgeist nennt, rauschte laut und vernehmlich durch den bereits vergilbten Blätterwald, den wir nach weihnachtlichen Spuren durchsuchten. Dieser Zeitgeist, von dem es heute heißt, er habe vor allem die Begriffe Sicherheit und Versicherung geprägt, dokumentiert sich sehr hübsch in folgendem Inserat: «Weihnachtsgeschenk für Gattinnen! Ehemänner können ihren Gattinnen nichts Besseres und Edleres schenken, als eine Versicherungspolice.»

Das Gegenstück zu diesem Wunsch nach absoluter Sicherung bildeten die vielen Kriegs- und Abenteuerbücher, in denen die Knaben jener Tage (nach dem Wunschbild ihrer Mütter glichen sie oft dem «Little Lord Fauntleroy») ihre abenteuerlichen und kriegerischen Gelüste abreagierten. Behütet vom Friedensengel aus Rauschgold, der auf der Christbaumspitze schwebte, lasen die Zehnjährigen den literarischen Niederschlag des deutsch-französischen Krieges: «Des deutschen Knaben Friederich Schulze Fahrten und Abenteuer im Kriege gegen Frankreich» oder «Roberts des Schiffsjungen Abenteuer in der deutschen Kriegsflotte». Der angelsächsische Beitrag zur Jugendliteratur stand weniger im Zeichen eines Siegfriedens. Der englische Bestseller des Jahres war ein Kinderbuch: «The Basket of Flowers» und eben die Geschichte des «Little Lord». Auch den Müttern und Großmüttern war allem Anschein nach eher unkriegerisch zumute. Ein bißchen erschöpft von den kulinarischen Festvorbereitungen — man aß damals oft und viel —, ließen sie ihre Gedanken gerne ein wenig in der Welt des Jenseits spazieren gehen. Nur so erklärt es sich, daß das literarische Werk eines Zürcher Pfarrherrn, «Worte an Gräbern», ein warm empfohlenes und oft gekauftes Weihnachtsgeschenk war. Vielleicht braucht jedes menschliche Leben ein gewisses Maß von Düsternis. Wenn es nicht vom Schicksal hineingeträufelt wird, so schafft man es sich künstlich . . .

Von freundlicher Harmlosigkeit waren die Jungmädchenbücher, die unter dem Titel «Herzblättchens Zeitvertreib» und «Was ein Salzkörnchen alles erzählen kann» sich langsam zum Ernst des Lebens durchmauserten und plötzlich mit den ernsten Titeln «Das Hauswesen, in seinem ganzen Umfange dargestellt» oder «Lehrbuch über die physischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Ehefrau» zukunftsweisend wurden. Hatte die Lektüre dieser Weihnachtsbücher dann ihre Früchte getragen, so schenkte der Bräutigam der Braut, auf roten Plüsch gebettet, ein Paar Ohrringe, und auf dieses Präsent berief sich ein Barbier im Zürcher Niederdorf: «Ohrlöchli auf Weihnachten sticht beinahe schmerzlos mittels selbst konstruierter Maschine . . . N. N.»

Junge Mädchen der siebziger und achtziger Jahre, ihre weltferne Süße, ihre von Korsettstäben und Tanzlehrern anerzogene Haltung und Anmut, ihre heute so vieldiskutierte Unerfahrenheit und ihre künstlich anerzogene Unfähigkeit dem Leben gegenüber, sie erstehen wieder vor uns, diese vielgelobten und auch geschmähten Wesen, wenn wir erfahren, was ihnen liebende Eltern auf den Weihnachtstisch legten. Veilchenseifen und Klavierdrehstühle, Ballfächer und unzählige Meter dünnen Musselins waren Meilensteine auf dem heißersehnten Wege in jenes Dasein, wo der liebende Gatte seiner Frau die Lebensversicherungspolice bescherte und sie sich mit Schaukelfauteuils und Comptoirstühlen mit eigenhändig brodierter Sitzgelegenheit revanchierte. Es war die Zeit von Gustav Freytags «Soll und Haben», und Kopierpressen und andere ernsthafte Bürogegenstände spielten im Leben

BÜCHER AUS EUROPÄISCHEM GEISTE

Hinweise von Siegfried Lang

In einer Zeit rapiden Kulturverfalls, wie der heutigen, droht auch die Erinnerung an geistige Leistungen selbst der letzten und vorletzten Generation rasch zu verblassen. Die Anstrengung von Staatsmännern, Technikern, Wissenschaftern, Wirtschaftern um den Wiederaufbau, wäre sie auch von Erfolg gekrönt, kann doch, im besten Falle, dereinst nur zu allgemein erträglichen *äußern* Verhältnissen, einem Dahinleben in einiger Sicherheit und Sauberkeit verhelfen, doch bringt uns solches über die Ebene und Flachheit zivilisatorischer Barbarei nicht hinaus. *Kultur* nämlich bedeutet: Pflege des Gott-Wesentlichen in uns; *Zivilisation:* Lebensausstattung und gutes Funktionieren aller dem Leben der Gesamtheit dienenden Institutionen. Ein Kennzeichen unserer Spätzivilisation ist die vollständige geistige Entwurzelung ihrer Vertreter, ferner die Bewunderung alles dessen, was der Mensch aus eigener Machtvollkommenheit hervorgebracht zu haben glaubt — zusammengefaßt: seine verhängnisvolle und ein wenig lächerliche Anbetung der Technik. Zugegeben: es ist die einseitige Auswirkung bestimmter *europäischer* Eigenschaften, die in Amerika zu dieser schwindelerregenden Vormacht der Technik geführt hat, und die gleichen Eigenschaften sind es, die uns im heutigen Rußland fast etwas wie ein werdendes Amerika sehen lassen. Naive Europäer bezeichnen die «Voraussetzungslosigkeit» Amerikas und Rußlands als das eigentlich Ursprüngliche, Jugendliche der beiden großen Nationen. Doch bedenke man, daß die Freude an der bloßen Bewegung und deren mechanischen Hervorbringung, das Entzücken über jede Kraftentladung die Merkmale eines puerilen Zustandes sein könnten, eines Zustandes, der den Einzelnen wie ganze Völker an der Erlangung der geistigen Reife verhindert, sie von einem Wissen um den vollen Umfang der im Menschen vorhandenen geistigen Möglichkeiten ausschließt. «On peut donner preuve d'intelligence autrement qu'en construisant des machines . . .» Nun haben wir aber seit ein paar Jahrzehnten ein Bezweifeln von Grund auf der sogenannten Geisteswissenschaften, eine Abkehr der Jugend von den Zeugnissen des gestalteten Wortes, ja, bereits eine sinnliche Unfähigkeit zu dessen Aufnahme festzustellen, was alles zu einer völligen Gleichgültigkeit gegen überlieferte Werte führen könnte. Dem entgegenzuwirken wäre es an der Zeit, ein paar Normen früheren Denkens, Fühlens und Gestaltens wieder ans Licht zu heben, so zu versuchen, den Sinn für Kontinuität wiederherzustellen und das europäische Bewußtsein im Einzelnen zu stärken. Denn Europa, das ist, solange es sich nicht selber aufgibt, wachste Bewußtheit seiner Kontinuität. Dabei brauchen wir uns gegen die, wie es heißt, so belebenden Winde aus West und Ost nicht ängstlich abzuschließen, nur sollte das uns Angestammte wieder soviel Gewicht erhalten, daß jene es nicht so leicht wegzublasen vermögen.

Wir Bürger der alemannischen Schweiz befinden uns in einer seltsamen Lage. Sobald wir uns Gehör verschaffen wollen, gebrauchen wir die Sprache des deutschen Nachbars. Zweifelten wir auch seit 1914 — oder länger — an der Richtigkeit des deutschen Denkens, so blieben wir doch gebunden an das deutsche Wort; einige deutsche Dichter hatten das Verführerische, Vieldeutige, das auch der deutschen Sprache abzugewinnen ist, nach der Berührung mit den Meistern anderer Sprachen, entwickelt. Wir lauschten auf diese Töne und überhörten andere. Als dann in den zwanziger Jahren ein schauerlicher Kehraus das deutsche Sprachgut zum Teil zerscherbte, als später die neuen Herren mit ihrem Jargon alles und jedes beprägten, fühlten sich hierzuland manche gehalten, sich auch diese Erzeugnisse eilig einzuverleiben; manche aber blieben fest: gefiel sich der deutsche Nachbar in dem, was schlecht und unecht war, so wollten sie so schreiben, wie es ihnen recht und richtig schien, und dazu beitragen, daß das gute deutsche Wort erhalten bleibe.

Einer der besten Deutschen hat schon vor zwanzig Jahren dafür gesorgt, daß uns über Umfang und Beschaffenheit des so lange mißhandelten Instrumentes der Sprache, wenn wir in Verlegenheit wären, die schönste Unterweisung zuteil werde: *Hugo von Hofmannsthal* mit seinem Band «Wert und Ehre Deutscher Sprache» (Bremer Presse-Bücher, München, 1927). Zwölf Gewährsmänner aus den letzten vier Jahrhunderten kommen hier zu Wort (als dreizehnter, in der Vorrede, der Herausgeber selbst): Justus Georg Schottel, Leibniz, Justus Möser, Wieland, Herder, Goethe, Jean Paul, Wilhelm von Humboldt, Fichte, Adam Müller, Ernst Moritz Arndt, Jacob Grimm. «Wir haben», so steht in der Vorrede, «eine sehr hohe dichterische Sprache und sehr liebliche und ausdrucksstarke Volksdialekte, von denen die Sprache des Umgangs in allen deutschen Landschaften verschiedentlich angefärbt ist. Woran es uns mangelt, das ist die mittlere Sprache, nicht zu hoch, nicht zu niedrig, in der sich die Geselligkeit der Volksglieder untereinander auswirkt.» In den Dialekten und in den hohen Sprachdenkmälern — «in beiden zusammen ist die Nation».

Von Herder vernehmen wir zuerst allgemeines Nachdenkliches über die Sprache, die aus einem bewegten Lufthauch «das Gemälde der Welt schafft», sie, die «große Gesellerin der Menschen», die den Menschen «menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Flut seiner Affekten in Dämme einschloß». Sprachen vermögen auch nach dem Verfall der politischen Macht noch zu herrschen (Griechisch, Arabisch, Hebräisch, Lateinisch). Die deutsche «Büchersprache, im reinsten Sinn genommen, wird beinahe nirgends geredet. Sie ist ein künstliches Gewächs, das aus der Mundart mehrerer Provinzen durch angenehme und vorzügliche Schriftsteller allmählich heraufgesproßt ist.» «Ein Volk, das ohne poetische Sprache große Dichter, ohne biegsame Sprache gute Prosaisten, ohne genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ist ein Unding.» *Goethe,* in einer ähnlichen Betrachtung: «Im gemeinen Leben kommen wir mit der Sprache notdürftig fort, weil wir nur oberflächliche Verhältnisse bezeichnen. Sobald von tiefern Verhältnissen die Rede ist, tritt sogleich eine andere Sprache ein, die poetische.» Eine kleine Sprachphilosophie für sich machen *Wilhelm von Humboldts* in Hofmannsthals Buch versammelte Ansichten aus: «Unsere Sprache hält eine gewisse Mitte (zwischen der griechischen und der römischen).

Fortsetzung Seite 86

bärtiger, um das Wohl der Familie besorgter Familienväter eine so bedeutsame Rolle, daß man ihnen diese Comptoirartikel selbst unter den Lichterbaum legte. Aber nicht alle Männer waren Bürohocker. Es müssen sich da inmitten einer friedlichen Zeit gefährliche Dinge abgespielt haben. Nicht allein, daß «Knabenkanonen jeden Genres» als das einzig wahre Festgeschenk gepriesen werden; lange Listen, auf denen die Vorzüge deutscher, französischer und englischer Waffen gegeneinander ausgespielt werden, lassen erkennen, daß unter gewellten Bärten und brodierten Comptoirstühlen kriegerische Gelüste ihr untergründiges Werk trieben. Wenn des Hauses Junior sein kämpferisches Gemüt bei der Lektüre von «Des deutschen Knaben Abenteuer im Krieg gegen Frankreich» abreagierte, dann gelang das den Vätern vorläufig noch damit, daß sie sich eine Waffensammlung unter dem Christbaum anlegten. Ein halbes Jahrhundert später nahm dieser ehemals weihnachtliche Spaß gefährliche Formen an und verwandelte so ziemlich die ganze Welt in ein unheimliches Waffenarsenal.

Aber Weihnachten ist das Fest des Friedens und deshalb scheint es richtig, sich mit harmloseren Dingen zu befassen und jene Bemühungen zu würdigen, die der schmückenden Ausgestaltung des trauten Heimes gewidmet waren. Gedenken wir der «Geburt Jesu, soeben aus Paris eingetroffen und in Meerschaum ausgeführt» und des Kirchturmes als Uhrgehäuse in Laubsägearbeit, der füllhorntragenden Göttinnen aus Goldbronze und was derart freundlichen Zierates mehr ist, den wir ja alle aus eigener Anschauung kennen und der nicht unschuldig daran ist, daß die freundlichen Jahrzehnte um die Jahrhundertwende so sehr in Verruf gerieten.

Zum weihnachtlichen Hochgefühl jener Zeiten war offenbar das Wort «Salon» unerläßlich. «Salon-Photogen», ein beliebtes Geschenk, ist nicht, wie der Laie vielleicht glaubt, eines jener metallbeschlagenen Plüschalben, die mit den Fotos der besseren Verwandten auf den gedrechselten Säulentischen der guten Stube zu liegen pflegten. «Salon-Photogen» ist eine Petroleumspezialität, die, wie es sich für Festzeiten geziemt, besonders helles Licht verspricht. «Salon-Zündgarne» heißen nicht etwa die sanften Fäden, die sich in diesem Raum vom Herzen des jungen Mädchens zum Mann mit Zukunft und Lebensversicherungspolice spannen. Nein, «Salon-Zündgarn» war ein vom Pyrotechniker empfohlenes Produkt zum Anzünden von Christbaumkerzen.

Wir Heutigen, deren kulinarischen Gelüsten durch die Rationierung eher strenge Zügel angelegt wurden, wenden uns im Laufe dieser Betrachtungen mit Vorliebe der Küche zu, wo sich zur Weihnachtszeit alles findet, was eine Generation, die gutes Essen über alles liebte und die an neuen Verkehrsverbindungen kindliche Freude hatte, aufzutreiben vermochte. Da lagen westfälischer Schinken, Welschhahnen (möglicherweise mit Poulet de Bresse zu übersetzen), Florentiner Salami und Hamburger Rauchfleisch in friedlicher Eintracht nebeneinander. Die neuerbaute Gotthardbahn brachte Genueser Früchte aus dem Süden, Marseillaner Feigen, Malagatrauben und Weinbeeren aus Sizilien. Ueberseedampfer führten amerikanischen Speck und eingepökeltes Fleisch aus Amerika herbei. Astrachan-Kaviar, Nürnberger Lebkuchen, Stuttgarter Schnitzbrot, Dresdener Stollen, Danziger Goldwasser und Hamburger Rauchfleisch, all die Städtenamen, deren wir uns heute im Zusammenhang mit furchtbaren, kriegerischen Ereignissen erinnern, waren damals Spender kulinarischer Genüsse, die uns fast nur noch vom Hörensagen bekannt sind. Die festlichen Gaben, die die Kantone untereinander austauschten, Basler Leckerli, Zürcher Marzipan, St.-Galler Schüblinge und Zuger Kirschwasser, sie sind erfreulicherweise eine auch heute noch existierende Tatsache und helfen uns, die Tafelherrlichkeiten, die uns früher die ganze Welt bot, zu verschmerzen.

Aber noch etwas anderes muß gesagt werden, das, wenn wir die wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklungen unseres Landes nicht immer gegenwärtig haben, gar zu gerne vergessen wird. Es gab in jenen Gründerjahren, auf die wir gelegentlich so sehnsüchtig zurückblicken, viel Not, Armut und krasse soziale Gegensätze, die auch vor der weihnachtlichen Zeit nicht halt machten. Eigenartig berühren uns die vielen Zeitungsannoncen, die einfache, doch warme Barchentwäsche sowie «ordinäre Toilettenseifen» für Dienstboten anpreisen. Auch zartes Kuhfleisch als Festtagsbraten für die «Dienstenstube» wurde empfohlen. Im Textteil unserer Tagesblätter wurde in der Weihnachts- und Neujahrszeit in etwas rührseliger Weise der vielen Armen gedacht. «Der Mutter fehlen die Aepfel und Birnen, die sonst freundlich von den Aesten des Bäumleins auf die lieben Kleinen niederguckten. Die Schnitztruhe ist leer geworden, im Haus des Handwerkers, in der Wohnung des Taglöhners gebricht es in der Folge der Verdienstlosigkeit an Geld, um einen ordentlichen Weihnachtsbaum ausstatten zu können.»

Krisenstimmung, die wir ja alle kennen, legte ihre dunklen Schatten auf die sanfte Geruhsamkeit der weihnachtlichen Vorbereitungen. Menschen darbten und hungerten auch damals. Diese Tatsache widerspiegelt sich kurz vor den Festtagen in einer Anzahl Inserate der Tagesblätter. Denn in letzter Stunde vor dem heiligen Fest verschwanden plötzlich Schoß- und andere wohlgenährte Hunde und fette Katzen in großer Zahl. Kleine Tragödien verbergen sich hinter den Annoncen, die wir wortgetreu wiedergeben: «Entführt, fettes junges Bernhardinerli, hört auf den Namen Joly.» «Abhanden gekommen unser junger, gutgenährter Dackel Chasseurli.»

Joly und Chasseurli haben anscheinend die Rolle des Weihnachtsbratens in Familien übernehmen müssen, denen Welschhahnen und westfälischer Schinken nicht erschwinglich waren. Und das unweihnachtlich traurige Schicksal von Bernhardiner und Dackel sind nicht unschuldig daran, wenn wir plötzlich mit weniger sehnsüchtigen Gedanken jener frühern Weihnachtsfeste gedenken. Weniger sehnsüchtig — und doch — es war damals eine gute, eine friedliche Zeit, vierzig, dreißig, zwanzig Jahre vor dem ersten Weltkrieg!

Hanna Willi


bandit
de
ROBERT
PIGUET
PJAHAN


MEMPHIS
Assortiment de Luxe
CIGARETTENFABRIK
MEMPHIS
DÜBENDORF-ZÜRICH
GRAZIOSA
format mignon 8 cts
PADISHA
grand format 10 cts
DIVIA
format extra long 9 cts
Für Weihnachten etwas Besonderes!

EIN GESANDTER

schweizerischer Qualität

Ω Die schweizerischen Export-Industrien haben sich im Ausland einen vorzüglichen Ruf erworben. Schweizer Ware ist dort gleichbedeutend mit Qualitätsware. Omega-Uhren tragen in hohem Maße dazu bei, schweizerischen Erzeugnissen diese universelle Wertschätzung zu schaffen und zu erhalten.

Jede Omega, die in die Welt hinausgeht, ist Trägerin unseres Qualitätsprinzips, ein Gesandter schweizerischer Qualitätsarbeit. An den Leistungen seiner Omega ermißt der Besitzer den hohen Stand der schweizerischen Uhrmacherkunst, und ihre Präzision bestärkt seine Ueberzeugung «Die besten Uhren sind Schweizer Uhren»



OMEGA

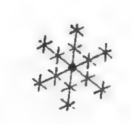


Eine Rolex Uhr zu Weihnachten
Kann man sich etwas Schöneres wünschen?
Zwei Beispiele aus der reichhaltigen Kollektion prachtvoller Geschenkmodelle, die Ihnen von jedem Rolex-Vertreter bereitwillig gezeigt wird.
DAMEN-MODELL: Hochapartes, schweres Clip-Armband aus 18 Kt. Gold, mit garantiert reinen Brillanten besetzt. Unter dem Clip eine Rolex-Uhr, Modell „Précision“, 17 Rubinen; mit aufgesetzten Goldziffern. Exklusives geschütztes Modell. Fr. 5045.—, alles inbegriffen.
HERREN-MODELL: Rolex-Chronometer, 18 Rubinen, mit offiziellem Gangschein, amtlicher Garantie für gute Konstruktion und zuverlässigen Gang. Elegantes Gehäuse aus 18 Kt. Gold.
Mit schwerem 18 Kt. Goldband . . Fr. 1275.—
Mit Lederband . . . Fr. 590.—, alles inbegriffen.
ROLEX
MONTRES ROLEX S.A. GENÈVE
ROLEX
GENEVE
SUISSE


Das schönste Frauenantlitz
kann an Reiz verlieren,
Wenn Fleckchen Wangen oder
Lippen zieren.
Dies zu verhüten eine Frau
von Welt
Das weiche Kleenextuch
stets bei sich hält.
KLEENEX
Bei Schnupfen gegen die Selbstinfektion!
Wenn Sie den Schnupfen richtig behandeln, ist er so harmlos: Man schneuzt sich in das seidenweiche Kleenextuch. Die Bazillen werden darin förmlich eingeschlossen. Das Kleenextuch wird nach einmaligem Gebrauch weggeworfen, es ist ja so billig. Dadurch bewahren Sie sich vor der fortlaufenden Selbstinfektion. – Aus dem hygienischen Paket kommt Ihnen Blatt um Blatt entgegen wie eine duftige Wolke.
Fr. 2.50 die große Schachtel.
TISSUES
INTERNATIONAL CELLUCOTTON PRODUCTS COMPANY













Wintersonne *in* *Winterfreuden*



AROSA







Three Flowers

HUDNUT

TAGESCRÈME – SPEZIAL-REINIGUNGSCRÈME, DIE TUBE Fr. 2.– HAUT- UND GEWEBECRÈME –, TOPF Fr. 3.85

TONIKUM – GURKENMILCH Fr. 3.25 – PUDER Fr. 1.50 UND Fr. 2.35


Dainty
EAU DE COLOGNE 90⁰
EAU DE LAVANDE 90⁰
SAVON EXTRAFIN
PARFUM
in Geschenkpackungen
immer willkommen.
EAU DE
COLOGNE
Dainty




«Meisterwerke»
Zu allen Zeiten brachte unser Land Meisterwerke hervor. Das obere Bild zeigt eine römische Gemme aus dem Museum Allerheiligen in Schaffhausen, die Graf Ludwig von Frohburg zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufs Kunstvollste in Gold und Edelsteine fassen ließ — ein Meisterwerk damaliger Zeit. Unten aber sehen Sie ein Meisterwerk von *heute* — eine Damenuhr von *Tissot* mit goldenem Armband — eine Schöpfung höchster Eleganz und Präzision.
Nur bei den offiziellen Tissot-Vertretern erhältlich.
Tissot


Spaniens
Blumen
küssen ihr
Antlitz
durch Poudre
GOYESCA
MYRURGIA
Goyesca
MYRURGIA
España
Dépôt général pour la Suisse G. Kempf, Zurich 11



LONGiNES

Präzisions-Rekord 1945

in der Kategorie Armbanduhren
beim Observatorium in Neuenburg

Bücher aus europäischem Geiste

Fortsetzung von Seite 72

Die griechische möchte ich die sinnlich vollkommenste nennen; am ähnlichsten aber mit dieser ist mir die deutsche und sie könnte vielleicht nicht mit Unrecht die menschlichste heißen. An sinnlicher Vollkommenheit steht sie der griechischen bei weitem nach, aber sie behauptet einen großen Vorzug vor ihr durch zwei menschliche Eigenschaften: erstens im Ausdruck für den Gedanken (die Philosophie), zweitens im Ausdruck für die Empfindung, insofern sie nicht sowohl ein Werk der Sinne und der Phantasie, als desjenigen ist, was wir Herz nennen.» — Aus all dem bei Hofmannsthal Angeführten lassen sich ermessen: der Weg, den die deutsche Sprache durch vier Jahrhunderte gegangen, der Kampf, den sie zu bestehen, die Gebiete, die sie gewonnen hatte, ehe sie, vor dem neudeutschen Um- und Zusammenbruch, im Spiegel des dichterischen und sichtenden Werkes *Stefan Georges*, *Hofmannsthals*, *Rudolf Borchardts* sich zum letztenmal ihrer Natur und Größe bewußt geworden. — Einem, der den Zusammenhang mit dem deutschen Sprachgeist nicht verlieren möchte, darf man, außer Hofmannsthals «Wert und Ehre . . .» desselben Herausgebers «Deutsches Lesebuch», eine Auswahl deutscher Prosastücke aus dem Jahrhundert 1750—1850 (Bremer Presse), und «Deutsche Erzähler», ausgewählt und eingeleitet von H. v. H. (Insel-Verlag, Leipzig), ferner Borchardts «Ewigen Vorrat deutscher Poesie» (Bremer Presse) zu täglichen Gefährten wünschen.

Das achtzehnte Jahrhundert nannte sich eines des Humanismus, aber sein vorwiegend ethisch betonter Humanismus mit dem Wahlspruch «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut» war in seinen Impulsen doch verschieden von denen der Renaissance, die das Wort, wenn man so sagen darf, ins Rollen gebracht haben. Daß nichts Menschliches ihnen fern bleibe war Leitgedanke auch der weltbürgerlich Gesinnten des 18. Jahrhunderts; daß ihre eigenen Anlagen zur Entfaltung kämen, die der andern nicht verkümmerten, Grundsatz ihres Bildungsideals. Im 19. Jahrhundert verlagerte sich das Gewicht des Wortes «human» mehr und mehr auf die Seite des gesellschaftlich Hilfsbereiten und heute liegt es dem Begriff der individuellen Entfaltung weit ab und ist fast eines mit der Bedeutung «charitativ». *Erwin Jaeckle* hat seine zwölf Essays «*Bürgen des Menschlichen*» — nicht des «Humanen» — überschrieben (Atlantis Verlag, Zürich). Die zwölf Gestalten des Buches sind solche, die, «vorausbestimmt zur Sternenbahn», ihrem tiefsten Gesetz gehorchend, ihr Menschliches, in oder trotz der jeweiligen Gegebenheit, unbedingt erfüllen. Und sind sie nicht alle höchsten, und unter einander nicht gleich hohen Ranges, in ihrem Tun und Wandel werden sie den Leser, wenn nicht als vor- so doch als sinnbildlich erregend berühren. Jedesmal drei von ihnen hat Erwin Jaeckle unter einen Gesamt-Nenner gebracht: *Landschaft der Seele:* Der arme Mann im Toggenburg, Van Gogh, Horazische Landschaft; *Das werdende Reich:* Yeats, George und Verwey, Schiller; *Stufen der Freiheit:* Humboldt, Novalis, Platen; *Die Welt als Werk:* Paracelsus, Goethe und Schelling, Boethius. Daß nur einer, der selbst gefestigte, doch dabei im Spekulativen jeder Erweiterung fähige Anschauungen von den geistigen Hierarchien besitzt, solche Zusammenstellungen wagen konnte, versteht sich von selbst. Im dreizehnten Stück, «Die ewige Gnosis» wird man die tiefern Ströme rauschen hören, die des Verfassers eigene Welt «in Atem halten». Das Geburtshaus des großen Europäers Goethe in Frankfurt ist ebenso zerstört worden wie das Wohnhaus des Dichters und Ministers zu Weimar. Die sichtbaren Zeugen seines Daseins vermindern sich — ein Grund für uns, umsomehr die Aufzeichnungen von Zeitgenossen und von Kennern seines Werkes zu befragen, was dieses Leben war. Unter den Auslassungen Späterer, die Goethes Werk und Wesen betreffen, verdienen *Viktor Hehns* (1813—1891): «Gedanken über Goethe» weit


XI
XII
ZENITH
LA QUALITÉ A LA CONQUÊTE DU MONDE

mehr Beachtung, als ihnen seit Jahrzehnten zuteil geworden. Es ist das Verdienst des Verlages Duvag, Bern, diese jetzt, nach der zweiten Auflage von 1888 bearbeitet, durch Dr. K. Dürr herausgegeben zu haben. Im ersten dieser Aufsätze wird Goethe im Verhältnis zu seiner Landschaft, als Kind seiner Heimat gezeigt. Im zweiten werden die Grundzüge des Lebens, «die bei den ältesten wie bei den jüngsten Dichtern dieselben sind», umrissen, auf deren Unterlage Goethes Typenlehre beruht, die Hehn, sie mit zahlreichen Beispielen aus Goethescher Dichtung belegend, aufbaut. Aehnlich verfährt der Verfasser in dem Essay «Stände». Er neigt, wie Goethe selbst, dazu, eine ständische Ordnung noch mehr oder weniger als Naturgegebenheit für gültig zu nehmen, und wird mit dieser Ansicht manchen menschlich Klarblickenden, insbesondere wohl auch den Soziologen fesseln. Die beiden letzten Stücke betrachten Goethes Ausdruckskraft und dichterische Kunstmittel. Schwerlich wird man anderswo auf 130 Seiten so viel Wesentliches über Goethes Dichtweise gesagt, so viel sprechende Beispiele zusammengebracht finden, wie in der wahrhaft klassischen Untersuchung «Naturphantasie».

Für eine rasche Führung durch Shakespeares menschlichen und dichterischen Kosmos dürfen wir uns *Hans Küry* anvertrauen. Das «rasch» mag in diesem Zusammenhang leichtfertig klingen, und doch sollte damit nur gesagt sein, daß hier einer, der sich seit zwanzig Jahren regelmäßig mit Shakespeare, als mit seinem Lieblingsdichter befaßt, den Leser auf dem kürzesten Weg mit der Natur seines Gegenstandes bekannt zu machen unternahm. Zweifellos, sagt der Verfasser, würden auch heute viele im praktischen Leben stehende Menschen sich in Shakespeares Werke vertiefen, denn «die Menschenkenntnis Shakespeares und sein psychologischer Scharfblick grenzen ans Wunder», doch diesen Menschen «fehlt die Ruhe und Muße dazu». Mit Auszügen oder Stellen in Form eines Breviers wäre auch nicht geholfen, denn nur aus dem Ganzen seiner Dramen heraus kann ihr Sinn erfaßt werden. Offen blieb: knappe Bilder der Schicksale und Probleme zu entwerfen, um die es geht, und dazwischen den Dichter selber so ausgiebig als möglich zu Wort kommen zu lassen. «Das wurde in dem vorliegenden Buche versucht.» (Hans Küry: «Einkehr bei Shakespeare», Lebens- und Charakterbilder des großen Menschenkenners. Emil Oesch Verlag, Thalwil/Zürich.) Es ist ein wohlgelungener Versuch; knapp in der Darstellung. anspruchslos im Ton liegt er als ein edles Elementarbuch im besten Sinne bereit, den willigen Leser zur Lektüre der «aufgeschlagenen ungeheuren Bücher des Schicksals» (Herder), die Shakespeares Werke sind, zu ermuntern.

Die Menschen unserer Zeit haben ein kurzes Gedächtnis. Ereignisse, wie man sie nie zuvor gekannt, Theorien, die in gedrängter Folge einander ad absurdum führten, haben in manchen geringere Spuren hinterlassen, als man denken könnte. Wer sich die Atmosphäre der letzten vierzig Jahre vergegenwärtigen möchte, dem könnten die Aufzeichnungen von Beobachtern dienen, die während jener Jahrzehnte als Reisende und Arbeitende in den verschiedenen Zonen unseres Kulturkreises zu Gast waren. Als solche Dokumente seien angelegentlich genannt *Ferrucio Busonis* Briefe an seine Gattin (Vorwort von Willi Schuh, herausgegeben von Friedrich Schnapp im Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich). Doch was hier ein wahrhaftiger, unbestechlicher Beurteiler über Nationen und Zeiterscheinungen in vertraulicher Mitteilung sagt, ist nur das eine; eine weitere Bedeutung kommt ihnen zu als (ungewollter) Selbstdarstellung eines Menschen und Künstlers, der in seiner Kunst sich leidenschaftlich nach allen Seiten erfüllen wollte. Den tiefen Ernst seiner Kunstauffassung wird der Heitere und Lebendige, nie Fertige, stets vorwärts Drängende nicht bei jeder Gelegenheit verraten haben. Romanischem wie germanischem Wesen zugehörig, der Klassik pflichtig, ans romantische Spiel bis über das Sinnliche hinaus neulandsüchtig hingegeben, verkörperte er noch so viele Hoffnung und Gläubigkeit, wie sie nach 1918, trotz aller Verstörung durch den ersten Weltkrieg, eine freilich nicht sehr große, sich in übernationalem Zusammenhang fühlende geistige Schicht noch ein Dutzend Jahre weiter gehegt hat. Busoni besaß eine umfassende literarische Bildung; seine Aeußerungen über Schrifttum und Dichtung sind so bemerkenswert wie seine Betrachtungen über Architektur. Zu sozialer Kritik forderten ihn Amerika und England heraus.

Man denkt, wenn heute von amerikanischer Literatur die Rede ist, oft nur an die seit etwa zehn Jahren auch bei uns verbreiteten «Best-





sellers» und etwa noch an ältere abenteuerliche und phantastische Geschichten und spannende Kriminalerzählungen, als deren Ahn, nicht mit Unrecht, Edgar Poe betrachtet wird. Wohl können Melville, der sich dem Meer und einem unabsehbar bewegten Leben verschrieben, Poe in seiner hochgemuten Spiritualität, der teufelsgläubige und phantastische Moralist Hawthorne als Extreme anmuten; gleichwohl standen diese Vertreter des «goldenen Zeitalters» amerikanischer Literatur mit dem Besten, was Europa zu bieten hatte, in Verbindung. Das gilt eindeutig von *Emerson*, dem Haupt der Transzendentalisten (die man in der Bedeutung der deutschen Romantik einfach als Idealisten bezeichnen könnte), und es gilt noch von dem eigenwilligsten der Gruppe, *Henri David Thoreau* (1817—1862), dem unermüdlichen Leser. Zu seinen Lebzeiten hat er nur zwei Bücher veröffentlicht: «A Week on the Concord and Merrimac-Rivers» (1849) und «Walden, or Life in the Woods» (1854). (Neue deutsche Uebertragung: «Walden», Artemis-Verlag, Zürich.) «Walden» wurde berühmt. Das Buch enthält die zu Kapiteln verarbeiteten Tagebuchaufzeichnungen seines zweijährigen Aufenthaltes am Waldensee. Im Frühjahr 1845 erbaute er sich, mit Hilfe einer geborgten Axt, zwei Kilometer von Concord entfernt, am Waldensee eine Hütte. Der Boden hatte früher Emerson gehört. Hier wollte er ein paar «Privatgeschäfte» erledigen, worunter man auch seine Aufzeichnungen und seine Lektüre zu verstehen hat. Doch erst wollte er erfahren, mit wie wenig einer leben könne und mit wie geringen Opfern. Er pflanzte Mais und Bohnen, buk sein Brot und seine Maiskuchen am Feuer, und kam zu dem Ergebnis: eine Arbeitszeit von sechs Wochen genüge, um ihm das für ein Jahr Nötige einzubringen. Brauchte er Geld, so taglöhnerte er bei den Farmern. Die übrige Zeit gehörte ihm. — Im täglichen Zusammensein mit Wasser, Erde, Pflanze, Tier — und mit dem überlieferten dichterischen und Gedanken-Gut — erwarb er sich ungewöhnliche Einsichten. «Walden» bietet eine Fülle von unvergeßlichen Naturbeobachtungen. Indianer, Vaganten aller Art erweckten seine volle Teilnahme. Da liest man die Schilderung eines kanadischen Holzfällers, die wir zu den einmaligen Ereignissen der Literatur zählen möchten. «Walden» ist ein Buch für langsame und besinnliche Leser; für solche, die Goethes Meister und Wahlverwandtschaften oder Stifters Nachsommer nicht «langweilig» finden.

Wir hatten in diesem Jahr viele englische Gäste, die zur Erholung unser Land besuchten. Einzelne von ihnen haben sich öffentlich über ihre Erfahrungen ausgesprochen, und ihre Urteile schienen uns mehr Zufriedenheit als Tadel zu enthalten. Wann werden auch diejenigen unter uns, die um der Schönheit der britischen Insel willen hinüber möchten, wieder ungehindert reisen können? Mögen sie sich, bis zur Verwirklichung ihres Wunsches, um so gründlicher darüber unterrichten, was einer, der nicht nur dem üblichen Allbekannten nachgehen will, außer diesem zu erwarten haben könnte. Für *diesen* Reisenden scheint *Max Geilinger* seine «Wandertage in England» verfaßt zu haben (Büchergilde Gutenberg, Zürich). Seine Eindrücke hat er allerdings in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen empfangen, doch dürfte der Süden und Süd-Osten des Landes, den er mit Kenntnis und Liebe unsern Blicken zeigt (die beigegebenen Bilder sind eine beglückende Bestätigung des von ihm Gesagten) sich nicht so einschneidend verändert haben wie der Norden und Nord-Osten. Der Dichter und große Liebhaber dieses Landes, der uns seinen Rat gibt, weist uns auf das Zusammenklingen von Althergebrachtem, durch den kräftig-lebendigen, keineswegs schwächlichen konservativen Sinn des Engländers Bewahrten, mit dem Neuen hin, welchem Klang wir überall begegnen würden. Er schildert überzeugend die Architektur der englischen Kathedralen, als in ihrem Maß und ihrer Harmonie nicht weniger großartig als die aufstrebende Gotik des Kontinentes. Nord- und Südengland; Fischer, Matrosen und Grubenarbeiter; Eton; Vorfrühlingstag in Oxford; Träumendes England; Kirchen in Leicestershire . . . Wen könnten solche Titel nicht locken? Als besondere Gabe nimmt man die in Fülle eingestreuten Verse aus alten Balladen, alten und neuen Dichtern entgegen. Bis zuletzt bleibt der Verfasser hilfreich: Uebersetzungen der englischen Verse und Ausdrücke entheben den, der keine überall zureichende Kenntnis der Sprache besitzt, seiner Zweifel.

*


NESCAFE
EXTRAIT DE CAFÉ PUR
NESTLÉ
EXTRAKT AUS REINEN KAFFEE



Die Knaben

Von A. P. Tschechow

Wolodja ist angekommen!» schrie jemand im Hof.

«Woloditschka sind angekommen!» heulte Natalja auf, ins Eßzimmer rennend. «Ach, mein Gott!»

Die ganze Familie Koroljew, die ihren Wolodja von einer Stunde zur anderen erwartet hatte, stürzte an die Fenster. Bei der Vortreppe stand ein breiter Schlitten, und ein dichter Nebel bildete sich um die drei weißen Pferde. Der Schlitten war leer, denn Wolodja stand schon im Hauseingang und löste mit roten, durchfrorenen Fingern seine Kapuze auf. Sein Gymnasiastenmantel, die Mütze, die Gummischuhe und Schläfenhaare waren vom Reif bedeckt, und er selbst, vom Kopf bis zu den Füßen, gab einen so schmackhaften frostigen Geruch von sich, daß es einen bei seinem Anblick überkam, selber zu frösteln und «brrr . . .» zu sagen. Die Mutter und die Tante begannen ihn stürmisch zu umarmen und zu küssen, Natalja stürzte zu seinen Füßen, um ihm die Filzstiefel abzuziehen, die Schwestern huben zu kreischen an, die Türen knarrten und wurden zugeschlagen, und Wolodjas Vater, ohne Rock und mit einer Schere in der Hand, kam angerannt und rief erschreckt:

«Und wir haben dich noch gestern erwartet! Bist du denn gut angekommen? Wohlbehalten? Gott, mein Herr, laßt ihn doch seinen Vater begrüßen! Bin ich denn etwa nicht der Vater?»

«Haw! Haw!» heulte mit Baßstimme Mylord, ein großer, schwarzer Hund, mit dem Schwanz auf Wände und Möbel schlagend.

Alles wurde eins in einem anhaltenden, freudigen Klang. Nachdem der erste Freudenausbruch nachgelassen hatte, merkten Koroljews, daß außer Wolodja sich im Hauseingang noch ein kleiner Mann befand, mit Reif bedeckt, eingewickelt in Tücher, Decken und Kapuzen; er stand regungslos in einer Ecke, im Schatten, den der große Fuchspelz auf ihn warf. «Woloditschka, wer ist denn das?» erkundigte sich die Mutter im Flüsterton.

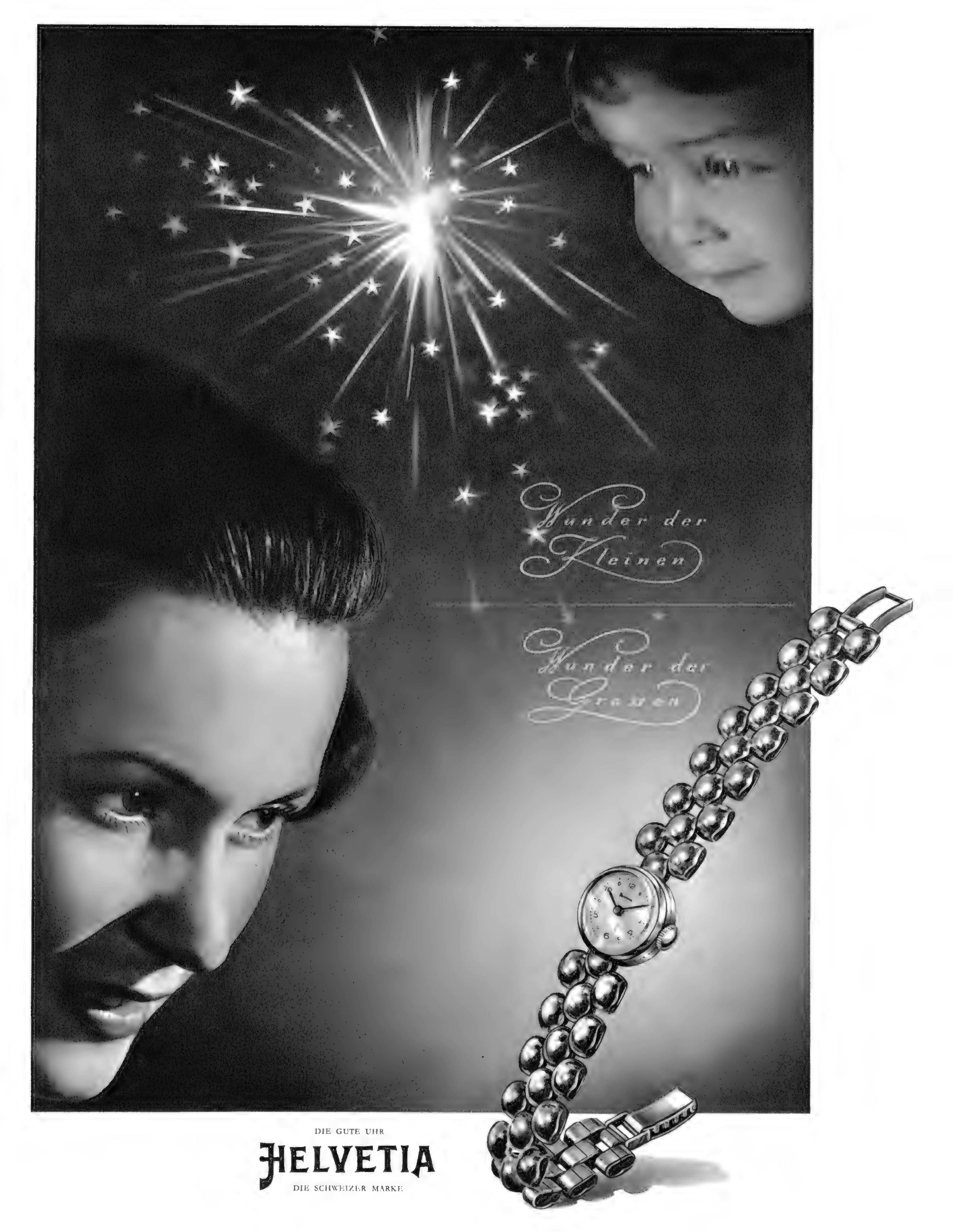
«Ach», erinnerte sich plötzlich Wolodja. «Da, ich habe die Ehre vorzustellen: das ist mein Kamerad Tschetschewizin, Schüler der zweiten Klasse . . . Ich habe ihn zu uns auf Besuch mitgebracht.»

«Sehr angenehm, herzlich willkommen!» sagte freudig der Vater. «Sie entschuldigen, ich bin da ganz häuslich, ohne Rock . . . Darf ich Sie bitten! Natalja, hilf dem Herrn Tschetschewizin abzulegen! Ach, mein Gott, jagt doch diesen Hund fort! Es ist ja eine wahre Strafe!»

Wenig später saßen Wolodja und sein Freund Tschetschewizin, betäubt durch den lauten Empfang und immer noch etwas gerötet von der Kälte, am Tisch und tranken Tee. Die blasse Wintersonne, durch den Schnee und die Eisblumen an den Fenstern durchdringend, zitterte am Samowar und badete ihre reinen Strahlen in der Spültasse. In der Stube war es warm, und die Knaben fühlten, wie sich in ihren durchfrorenen Körpern, ohne einander nachgeben zu wollen, Wärme und Frost kitzelten.

«So, nun kommt bald auch Weihnachten!» sprach halb singend der Vater, sich aus dem dunkelbraunen Tabak eine Zigarette drehend. «Und ist es denn schon lange seit dem Sommer, als die Mutter, dich begleitend, weinte? Und nun bist du angekommen . . . Die Zeit, Brüderchen, vergeht schnell! Du kannst kaum ‚ach' aussprechen, und schon ist man alt geworden. Herr Tschibissow, essen Sie doch, ich bitte Sie, genieren Sie sich nicht! Bei uns geht es einfach zu.»

Wolodjas drei Schwestern, Katja, Sonja und Mascha — die älteste war elfjährig — saßen am Tisch, ohne ihre Augen vom neuen Bekannten abzuwenden. Tschetschewizin war gleich alt und groß wie Wolodja, jedoch nicht ebenso rundlich und weiß, sondern mager, dunkel, voller Sommersprossen. Seine Haare waren borstig, seine Augen schmal, seine Lippen dick, überhaupt war er gar nicht schön anzusehen. Er war verdrießlich, schwieg ständig und lächelte nicht ein einziges Mal. Die Mädchen, auf ihn blickend, dachten sich sofort, er müsse wahrscheinlich ein sehr kluger und gelehrter Mensch sein. Die ganze Zeit dachte er an irgend etwas, und wenn man ihn etwas fragte, so zuckte er zusammen, schüttelte den Kopf und bat, die Frage zu wiederholen.


Wunder der Kleinen
Wunder der Grossen
DIE GUTE UHR
HELVETIA
DIE SCHWEIZER MARKE

Die Mädchen merkten, daß Wolodja, sonst immer fröhlich und gesprächig, diesmal wenig redete, überhaupt nicht lächelte und sich über die Heimkehr gar nicht recht zu freuen schien. Während man beim Tee saß, wendete er sich ein einziges Mal an die Schwestern, und auch dann mit irgendwelchen wunderlichen Worten: «Und in Kalifornien trinkt man Gin statt Tee.»

Auch er war mit irgendwelchen Ueberlegungen beschäftigt; nach den Blicken zu urteilen, die er mit seinem Freund Tschetschewizin wechselte, hatten die Knaben gemeinsame Gedanken.

Nach dem Tee gingen alle ins Kinderzimmer. Der Vater und die Mädchen setzten sich an den Tisch und nahmen die Arbeit auf, die durch die Ankunft der Knaben unterbrochen worden war. Sie machten aus buntem Papier Blumen und Fransen für den Weihnachtsbaum. Es war eine hinreißende und geräuschvolle Beschäftigung. Jede neu entstandene Blume wurde von den Mädchen mit entzücktem Geschrei, ja sogar mit entsetzten Rufen in Empfang genommen, wie wenn diese Blume vom Himmel gefallen wäre; der Papa wurde auch begeistert und warf bisweilen die Schere auf den Boden, aus Aerger darüber, daß sie stumpf war. Die Mama lief mit einem sehr besorgten Gesicht ins Kinderzimmer und fragte: «Wer hat meine Schere genommen? Hast wieder du, Iwan Nikolaitsch, meine Schere genommen?»

«Gott, mein Gott, nicht einmal eine Schere gibt man einem!» antwortete Iwan Nikolaitsch mit einer weinerlichen Stimme, und, sich gegen die Stuhllehne zurückwerfend, nahm er die Haltung eines beleidigten Menschen an, doch nach einer Minute schon war er wieder entzückt.

Bei seinen früheren Ankünften hatte sich Wolodja ebenfalls mit Vorbereitungen für Weihnachten befaßt, oder er war in den Hof gerannt, um zu schauen, wie der Kutscher und der Hirte einen Schneeberg machten; doch jetzt beachteten er und Tschetschewizin das bunte Papier gar nicht und gingen nicht einmal in den Pferdestall, sondern sie setzten sich ans Fenster und begannen etwas zu flüstern; dann schlugen sie, beide miteinander, den geographischen Atlas auf und begannen, irgendeine Landkarte zu betrachten.

«Zuerst nach Permj . . .» sprach leise Tschetschewizin . . . «Von dort nach Tjumenj . . . dann nach Tomsk . . . dann . . . dann . . . nach Kamtschatka . . . Von dort werden uns die Eskimos auf Booten über die Beringstraße hinüberbringen . . . Dann hast du Amerika . . . Hier gibt es viele Pelztiere!»

«Und Kalifornien?» fragte Wolodja.

«Kalifornien ist weiter unten . . . Man muß nur nach Amerika geraten, dann ist Kalifornien nicht mehr hinter allen Bergen. Die Nahrung aber verschafft man sich durch Jagd und Raub.»

Tschetschewizin mied die Mädchen den ganzen Tag und schaute sie nur mit krauser Stirn an. Nach dem Abendtee geschah es, daß man ihn für etwa fünf Minuten allein mit ihnen ließ. Es war unschicklich, zu schweigen. Er hüstelte streng, rieb die linke Hand mit der rechten Handfläche, blickte Katja verdrießlich an und fragte:

«Haben Sie Mine-Reed gelesen?»

«Nein, ich habe es nicht gelesen . . . Hören Sie, können Sie Schlittschuh laufen?»

In seine Gedanken versunken, gab Tschetschewizin keine Antwort auf diese Frage, er blies nur kräftig seine Backen auf und ließ so einen Seufzer los, wie wenn ihm sehr heiß wäre. Nochmals erhob er den Blick auf Katja und sagte: «Wenn eine Bisonherde über die Pampas läuft, dann zittert die Erde, und während dieser Zeit schlagen die erschreckten Mustangs aus und wiehern.»

Tschetschewizin lächelte betrübt und fügte hinzu: «Und Indianer überfallen daneben Züge. Doch am ärgsten sind Moskitos und Termiten.» — «Was ist denn das?»

«Sie sind ähnlich wie Ameisen, nur haben sie Flügel. Sie beißen sehr stark. Wissen sie, wer ich bin?»

«Herr Tschetschewizin.»

«Nein. Ich bin Montigomo, die Habichtskralle, der Führer von Unbesiegbaren.»

Mascha, die Jüngste, sah zuerst ihn an, dann das Fenster, hinter welchem schon der Abend herannahte, und sagte, versunken: «Und bei uns hat man gestern Linsen gekocht.» (Tschetschewiza = Linsen.)



100% WASSERDICHT
STOSSGESICHERT
ANTIMAGNETISCH
MIT SELBSTAUFZUG

MIDO MULTIFORT
Superautomatic

Herrenmodelle ab Fr. 128.–
Damenmodelle ab Fr. 156.–

Die völlig unverständlichen Worte Tschetschewizins, und daß er und Wolodja stets miteinander flüsterten, und daß Wolodja gar nicht spielen wollte, sondern immer über etwas nachdachte, das alles war rätselhaft und sonderbar. Und beide älteren Mädchen begannen, die Knaben scharf zu beobachten. Nachts, wenn sich die Knaben ins Bett legten, schlichen die Mädchen an die Türe und belauschten ihr Gespräch. Oh, was haben sie da erfahren! Die Knaben bereiteten sich vor, irgendwohin nach Amerika zu fliehen, um Gold zu gewinnen; sie hatten schon alles für den Weg vorbereitet: eine Pistole, zwei Messer, Zwieback, ein Vergrößerungsglas, um Feuer zu erzeugen, einen Kompaß und vier Rubel Geld. Sie haben erfahren, daß die Knaben einige tausend Werst zu Fuß zurücklegen werden, unterwegs aber mit Tigern und Wilden kämpfen, dann Gold und Elfenbein gewinnen, Feinde töten, Seeräuber werden, Gin trinken und schlußendlich je eine Schönheit heiraten und Plantagen bebauen würden. Wolodja und Tschetschewizin redeten und unterbrachen einander begeistert. Sich selber nannte Tschetschewizin dabei: «Montigomo, die Habichtskralle», und Wolodja nannte er seinen «Bleichgesichtigen Bruder».

«Also, daß du nichts davon der Mama erzählst», sagte Katja zu Sonja, als sie schlafen gingen. «Wolodja wird uns aus Amerika Gold und Elfenbein bringen, wenn du aber der Mama etwas erzählst, dann läßt man ihn nicht gehen.»

Am Tag vor Weihnachten betrachtete Tschetschewizin den ganzen Tag die Landkarte Asiens und notierte sich etwas, Wolodja aber, matt, angeschwollen, wie von einer Biene gestochen, lief betrübt durch die Zimmer und aß nichts. Und einmal sogar, im Kinderzimmer, hielt er vor der Ikone an, bekreuzigte sich und sprach: «Herr, verzeih mir, dem Sünder! Herr, behüte meine arme, unglückliche Mama!»

Gegen Abend brach er in Tränen aus. Als er ins Bett ging, umarmte er lange den Vater, die Mutter und die Schwestern. Katja und Sonja wußten, was da los war, doch die Jüngste, Mascha, begriff nichts, entschieden gar nichts, und nur beim Blick auf Tschetschewizin wurde sie nachdenklich und sagte seufzend: «Das Kindermädchen sagt, man müsse während des Fastens Erbsen und Linsen essen.»

Frühmorgens am Weihnachtstag verließen Katja und Sonja leise das Bett, um zu spähen, wie die Knaben nach Amerika fliehen würden. Sie schlichen an die Türe heran.

«Du fährst also nicht?» fragte Tschetschewizin zornig. «Sprich, du fährst nicht?»

«Gott!» weinte Wolodja leise. «Wie soll ich denn fahren? Mama tut mir so leid.»

«Mein bleichgesichtiger Bruder, ich bitte dich, fahren wir! Du hast doch so versichert, daß du fahren wirst, hast mich selber verleitet, und wenn man fahren soll, kriegst du Angst!»

«Ich ... ich habe keine Angst gekriegt, nur ... nur Mama tut mir leid.»

«Sprich, kommst du mit oder nicht?»

«Ich komme mit, nur ... nur warte noch. Ich möchte doch ein wenig daheim sein.»

«In diesem Fall fahre ich allein!» entschloß sich Tschetschewizin. «Auch ohne dich wird es gehen. Und du wolltest doch Tiger jagen, kämpfen! Wenn es so ist, gib mir meine Zündkapseln zurück!»

Wolodja weinte so bitter, daß es die Schwestern nicht aushielten und auch leise zu weinen begannen. Es wurde still.

«Also, du kommst nicht mit?» fragte nochmals Tschetschewizin.

«Ich ... ich komme mit.»

«Also, zieh dich an!»

Und Tschetschewizin, um Wolodja zu überreden, rühmte Amerika, brüllte wie ein Tiger, stellte einen Dampfer dar, fluchte, versprach Wolodja, er werde ihm alles Elfenbein und alle Löwen- und Tigerfelle abtreten. Und der magere, dunkle Knabe, mit Borstenhaaren


Die ersehnte Weihnachtspost:
der INGLIN SKI
INGLIN Rift
Verleimter Ski, 13teilig, handgekehlt, hellbraune Farbe. Geschmeidiger, federnder Ski, paßt sich hervorragend dem Gelände an. - Ein Spitzenerzeugnis unseres hochentwickelten Skigewerbes.
INGLIN Standard
Ski aus Eschenholz, erste Auslese, handgekehlt, hell gebeizt, skitechnisch bewährte Form für Tiefschnee und Piste. Eine Ausführung für jedermann und alle Ansprüche.
DIE VORZÜGE DES INGLIN-BELAGES:
• Der Inglin-Dauergleitbelag ist schnell in jedem Schnee, besonders im Frühjahrsschnee.
• Der Inglin-Belag ist wasserabstoßend. Wachse und Klebfelle können jederzeit mühelos auf die stets trockene Lauffläche aufgetragen werden.
• Der Inglin-Belag ist hart und zäh. Steine, Eis und Wurzeln vermögen ihm nichts anzuhaben.
• Weil der Inglin-Dauergleitbelag so viele Vorteile bietet, ist der Ski nicht nur der bequemste, er ist auch billig.
• Der Inglin-Ski ist ein Schweizer Qualitätsprodukt. Sein Gleitbelag hält nicht nur einen oder zwei Winter, er überdauert das Holz.
Den Inglin-Ski schenken oder sich selber kaufen macht deshalb besondere Freude. In allen Sportgeschäften erhältlich.
WICHTIG: Jedes alte, gebrauchte Paar Ski kann mit dem Inglin-Belag ausgerüstet werden! Damit gewinnen Sie alle Vorteile, die Ihnen der Inglin-Dauergleitbelag bietet. Jede Auskunft hierüber im Sportgeschäft.
J. INGLIN & CO., URLIT-WERK, FLÜELEN



Luzern, Kapellplatz * Zürich, Bahnhofstr. 31

HAGMANN · LUZERN



R. Aeschbach
KUNSTHANDLUNG ZÜRICH LÖWENSTRASSE 11



Wie in einem
luftdichten
Glasballon
ist das Werk der
CYMA TRIPLEX
in dem undurchlässig schliessenden Spezial-Gehäuse eingebaut und vor STAUB und SCHMUTZ GESCHÜTZT
Fr. 89.50
CYMA
TRIPLEX
STOSSGESICHERT ∗ STAUBDICHT ∗ ANTIMAGNETISCH



Liebe Kinder!
Jetzt geht es nur noch Wochen bis Weihnachten! Sicher habt ihr außer den schönen Schweizer Farb- und Füllstiften Caran d'Ache noch andere Wünsche, die ihr von euren lieben Eltern, Brüdern, Schwestern, Onkeln und Tanten, Götti und Gotten erfüllt sehen möchtet. Schreibt sie noch auf den untenstehenden Wunschzettel, schneidet ihn dann aus und gebt ihn denen, die euch etwas schenken wollen.
Caran d'Ache
Wunschzettel
Liebe
1
2
3
4
5 Eine möglichst schöne Schachtel Farbstifte Caran d'Ache, aber keine andern!
6
7
8
9 einen massiv silbernen automatischen Füllstift von Caran d'Ache.
10
Name:
Caran d'Ache
ausschneiden

und Sommersprossen, erschien den Mädchen als außergewöhnlich und hervorragend. Das war ein Held, ein entschlossener und unerschrockener Mensch, und er knurrte so, daß man hinter der Türe stehend wirklich glauben konnte, es sei ein Tiger oder Löwe.

Während die Mädchen zurückkehrten und sich anzogen, sagte Katja mit tränenüberfüllten Augen: «Ach, ich fürchte mich so sehr!»

Bis zwei Uhr, als man sich zum Mittagessen setzte, war alles still, doch beim Mittagessen zeigte es sich plötzlich, daß die Knaben nicht daheim waren. Man schickte in die Gesindestube, in den Pferdestall, in den Flügel zum Kanzlisten — sie waren nicht dort. Man schickte ins Dorf, und fand sie dort nicht. Und den Tee trank man auch ohne die Knaben; als man sich aber zum Nachtessen setzte, beunruhigte sich die Mutter sehr, ja sie weinte sogar. Und in der Nacht ging man wieder ins Dorf, man suchte, man ging mit Laternen zum Fluß. Gott, was war da für ein Wirrwarr entstanden!

Am folgenden Tag kam der Wachtmeister, man schrieb im Eßzimmer irgendein Papier. Die Mutter weinte.

Doch plötzlich hielt vor der Außentreppe der breite Schlitten an, und von den drei weißen Pferden strömte Dampf.

«Wolodja ist angekommen!» rief jemand im Hof.

«Woloditschka sind angekommen!» heulte Natalja, ins Eßzimmer rennend.

Und Mylord bellte mit seinem Baß: «Haw! Haw!» Es stellte sich heraus, daß die Knaben im Kaufhof in der Stadt angehalten worden waren (dort waren sie umhergegangen und hatten sich die ganze Zeit erkundigt, wo Pulver verkauft werde). Wolodja, kaum im Vorzimmer, begann zu schluchzen und fiel der Mutter um den Hals. Die zitternden Mädchen dachten mit Schrecken daran, was jetzt sein werde; sie hörten, wie der Papa Wolodja und Tschetschewizin zu sich ins Arbeitszimmer führte und dann lange mit ihnen sprach; und die Mama redete auch und weinte.

«Ist denn so etwas möglich?» sprach der Vater. «Gott behüte, man wird das im Gymnasium erfahren, ihr werdet ausgeschlossen! Und Sie, Herr Tschetschewizin, schämen Sie sich! Sie sind der Anstifter, und ich hoffe, daß Sie von Ihren Eltern bestraft werden. Ist denn so etwas möglich? Wo habt ihr übernachtet?»

«Am Bahnhof!» erwiderte stolz Tschetschewizin.

Wolodja legte sich nieder, und man drückte ihm ein Handtuch, mit Essig benetzt, auf den Kopf. Man telegraphierte irgendwohin, und am folgenden Tag kam eine Dame, die Mutter Tschetschewizins, und nahm ihren Sohn mit.

Als Tschetschewizin wegfuhr, war sein Gesicht streng und stolz, und, sich von den Mädchen verabschiedend, sprach er kein einziges Wort; er nahm nur bei Katja ein Heft und schrieb hinein, zum Andenken: «Montigomo, die Habichtskralle.»

Uebersetzt von B. P.

Das Mädchen mit dem Holznapf

Vor langen, langen Jahren lebten in der Provinz Yamato in einem kleinen Dorf ein Mann und eine Frau. Sie waren reich und angesehen gewesen und hatten in Glanz und Wohlsein gelebt; aber dann war ein Unglück nach dem andern über sie gekommen, sie waren arm geworden und mußten Not leiden. Sie zogen aus der Stadt, in der sie gelebt hatten, fort auf dieses kleine Dorf.

Das einzige, was ihnen in all dem Unglück noch geblieben war, war ihre kleine Tochter. Und sie war so schön, daß alle stehenblieben, wenn sie vorüberging; ja, so schön war sie, daß es sicherlich auf der ganzen Welt kein zweites solches Mädchen gab.

Eines Tages aber starb der Vater, und gar nicht lange danach wurde auch die Mutter krank. O weh, dachte sie, wenn ich nun auch sterbe, was soll aus meinem kleinen Mädchen werden? Ihre große Schönheit kann ihr verderblich werden; weil sie arm ist, wird man sie ihr nicht gönnen und ihr überall zu schaden suchen. Und als nun ihre Sterbestunde gekommen war, rief sie ihr kleines

Mädchen, ermahnte sie, immer gut und brav zu bleiben, und befahl ihr, den runden Holznapf zu holen, der draußen vor der Tür stünde. Das Mädchen tat dies auch sofort, brachte ihn herein und kniete am Lager der Mutter nieder. Da nahm die Mutter den Holznapf und drückte ihn, den Boden nach oben gekehrt, der Tochter tief auf den Kopf, so daß das halbe Gesicht des Mädchens verborgen war. Niemand konnte nun sehen, wie schön sie eigentlich war. Dann mußte ihr die Tochter versprechen, den Napf nie mehr von ihrem Kopfe zu entfernen, und dann legte sich die Mutter hin und starb.

Das arme Mädchen war nun ganz allein auf der Welt und mußte sich selber das Brot verdienen. Tag für Tag ging sie zu den Bauern und arbeitete auf den Feldern. Sie tat alle schwere Arbeit, ohne zu klagen, und weil sie immer den Napf auf dem Kopfe trug, nannten sie die Leute «Hatschibime», das heißt «die Jungfrau mit dem Napf». Mancher Jüngling aber, der unter den Napf schaute, ahnte, wie schön sie war, und dann bat er sie, doch den häßlichen Napf abzulegen. Sie aber blieb dem Versprechen treu, das sie ihrer Mutter gegeben hatte.

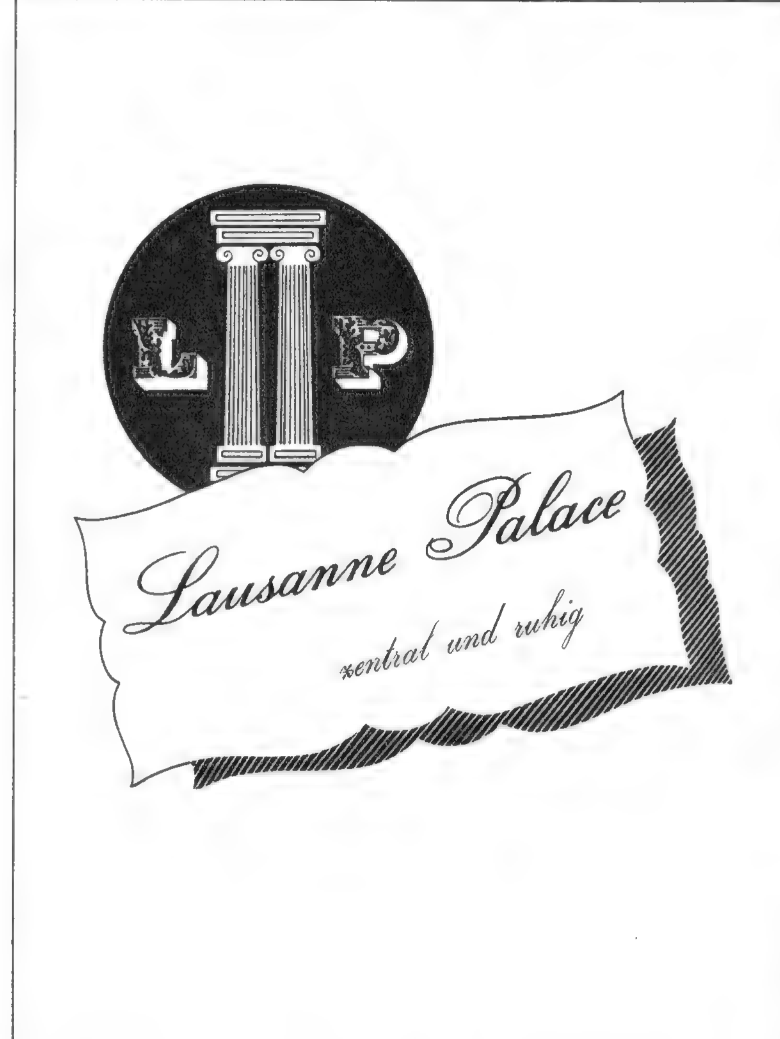
Als sie eines Tages auf dem Felde arbeitete, sah sie ein reicher Landbesitzer. Er freute sich, wie fleißig sie war. Das ist eine gute Arbeiterin, dachte er, und als er auch merkte, daß sie sehr wohlerzogen und sittsam war, nahm er sie mit sich in sein Haus und brachte sie seiner Frau. Seine Frau war schon seit vielen Jahren krank und lag im Bett, und Hatschibime sollte sie pflegen. Nun kam eine schöne Zeit für Hatschibime. Sie lebte in Ruhe und Freude dahin.

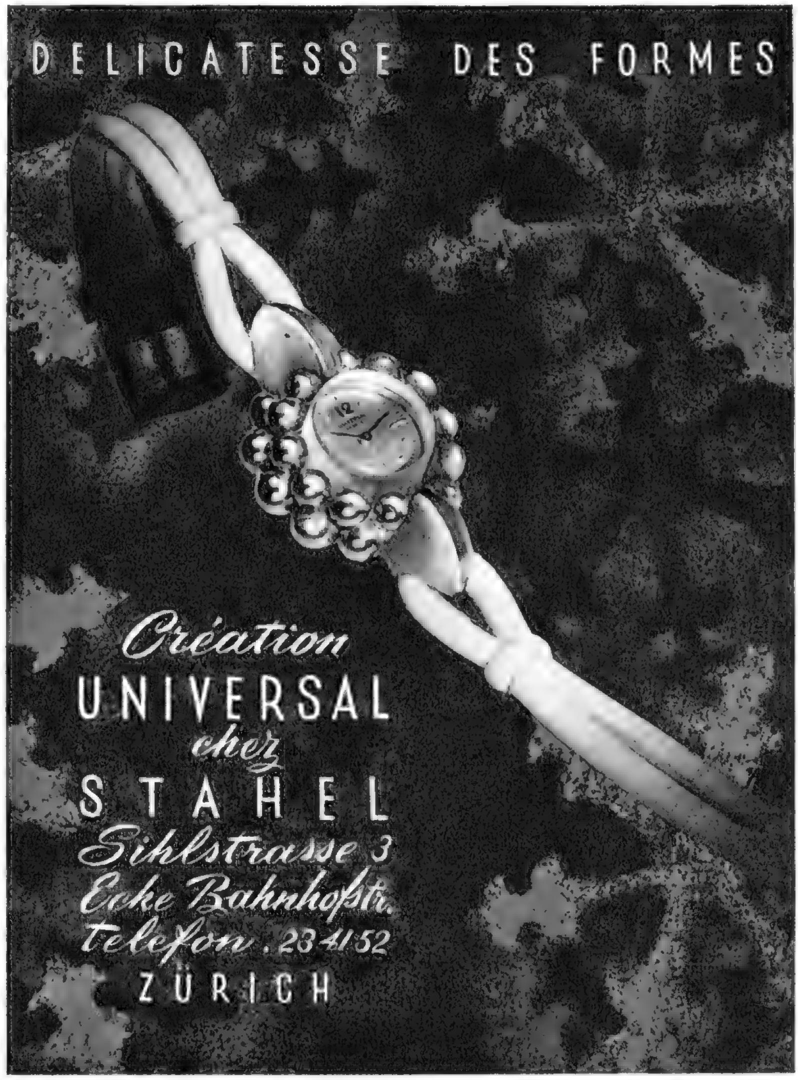
Aber zu derselben Zeit kam der älteste Sohn des Mannes nach Hause zurück. Er hatte viel gelernt in der Welt und freute sich nun an seiner Heimat. Kaum aber hatte er Hatschibime erblickt, da wurde er neugierig und wollte mehr von ihr wissen. Die Leute erzählten ihm, daß sie niemals den Napf vom Kopfe abnehme; sie lachten darüber und hielten Hatschibime für eine Närrin. Doch als der Sohn ihr ruhiges, freundliches Wesen merkte, konnte er nicht widerstehen; er lugte eines Abends unter den Napf und erblickte ihre große Schönheit. Da beschloß er, dieses Mädchen zu heiraten. Als sein Vater und seine Mutter das hörten, waren sie sehr ärgerlich und versuchten, Böses über das Mädchen zu reden. Aber es half alles nichts, der Sohn wollte nun einmal Hatschibime heiraten, und der Hochzeitstag wurde festgelegt.

Als aber Hatschibime merkte, wie ungern sein Vater und seine Mutter diese Heirat sahen, war sie sehr traurig; sie weinte viel und bat den Sohn, doch lieber ein anderes Mädchen zu nehmen. Aber eines Nachts erschien Hatschibime ihre Mutter im Traum und sagte: «Liebes Kind, heirate getrost den Sohn des reichen Mannes; es wird alles gut werden.» Da freute sich das Mädchen und stand vergnügt auf und half selber bei den Zubereitungen zur Hochzeit. Und als der Hochzeitstag gekommen war, sollte der Holznapf von dem Kopfe der Braut heruntergenommen werden. Aber wer hätte das gedacht? Der Napf ließ sich nicht rücken und nicht heben; es war unmöglich, ihn herunterzunehmen. Das arme Mädchen schrie vor Schmerz, die Burschen und die Mädchen des Dorfes spotteten und lachten über die Braut mit dem Holznapf auf dem Kopf; aber der Bräutigam sagte: «Ich liebe dich auch mit dem Holznapf», und führte sie in die Kirche. Dann wurde ein großes Festmahl gehalten. Alle Freunde und Verwandten saßen am Tische und tranken auf das Wohl der Braut; aber in dem Augenblick barst der Holznapf mit lautem Klang auseinander und fiel in Stücken zu Boden, und als man die Stücke aufhob und betrachtete, da waren es lauter Edelsteine und andere Kostbarkeiten, und sie waren der Brautschatz des armen Mädchens. Aber noch mehr als über die Kostbarkeiten staunte man über die große Schönheit Hatschibimes, und nun fing die Freude erst recht an, und das war ein Jubel und Singen und Lachen bis in den Morgen, und alle lebten glücklich und zufrieden bis zu ihrem Tode.

Aus: «Japanische Märchen», herausgegeben von Lisa Tetzner, Schaffstein. Blaue Bändchen, Nr. 175


Pelz-Kuhn
NACHF. A. Brunner
Zürich 1 Limmatquai 22 beim Helmhaus


LP
Lausanne Palace
zentral und ruhig


DELICATESSE DES FORMES
Création
UNIVERSAL
chez
STAHEL
Sihlstrasse 3
Ecke Bahnhofstr.
Telefon. 23 41 52
ZÜRICH

Caran d'Ache — ein Sinnbild

Wenn man in Rußland einen Bleistift kaufen will, heißt es etwa: «Daite mne karandasch» (geben Sie mir einen Bleistift). Und in der Schweiz stößt man allenthalben auf den Reklameruf einer Genfer Bleistiftfabrik, die den Namen eines bekannten französischen Zeichenkünstlers trägt: *CARAN D'ACHE.*

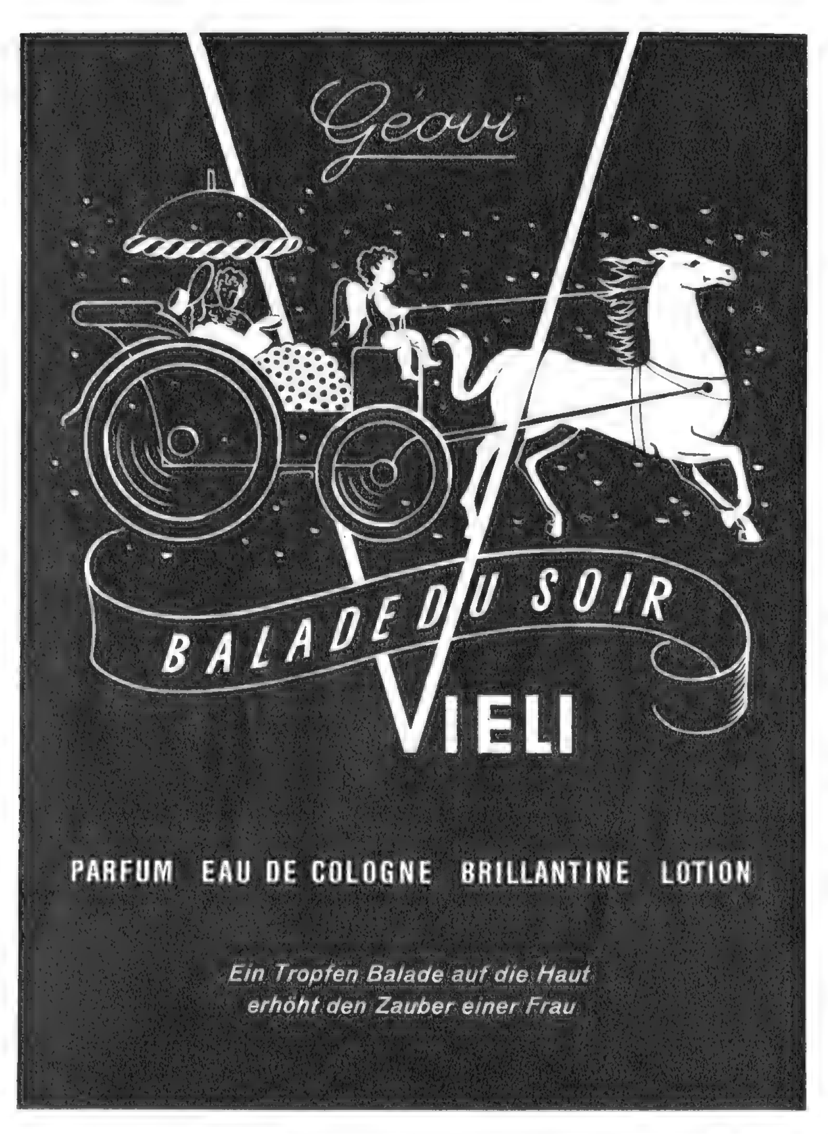
Diese merkwürdige Gleichung «karandasch = Caran d'Ache», die wie ein Treppenwitz der Sprachgeschichte aussieht, ist ein interessantes Beispiel dafür, wie in einem Wort, in einem Namen weitreichende und verwickelte kulturelle Zusammenhänge verdichtet sein können. Darin liegt überhaupt das Wesen eines Sprachzeichens. In diesem Sinn soll hier versucht werden, den Knäuel «Caran d'Ache» zu entwirren und ihn in seiner Symbolhaftigkeit für einen bestimmten allgemeinen Kulturwert herauszustellen, nämlich für die romanisch-germanisch-slawische Kulturverflochtenheit Europas.



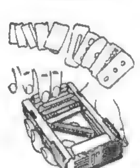
Zunächst die *Namensgeschichte!* Als Napoleon nach Rußland zog, befand sich in der Großen Armee ein Offizier der Ehrenlegion, der Eskadronchef Poirée. Es war der Großvater des Zeichners Caran d'Ache. Schwerverwundet wurde er in Moskau von einer polnischen Familie aufgenommen, verlor an die Tochter des Hauses Herz und Hand und blieb in Moskau. Hier wurde im Jahre 1859 der Enkel, Emmanuel Poirée, geboren, ein Künstler zwischen zwei Nationen und vereinsamt hier wie dort. Chopins Schicksalsweg klingt an, des Mannes aus polnischem Blut, dessen Name in französierter Form Weltruhm erhielt. So auch Emmanuel Poirée, der Zeichner und Karikaturist: aus seiner witzigen Bleistiftkunst flog ihm in Moskau der Spitzname «Bleistift» zu, russisch «karandasch», und es bedurfte nur des Geistesblitzes einer beschwingten Stunde — man muß sich da die geistreiche Atmosphäre der Pariser Bohème um 1880 vorstellen —, da war dieser russische Spitzname französiert und mit Caran d'Ache ein ebenso unverständlicher wie vornehm klingender Künstlername gewonnen, ein Name mit Esprit, Klang und Schwung, so recht geschaffen zur Kennzeichnung eines witzigen Geistes.

Wie der Name stehen auch *Leben* und *Werk* Caran d'Aches zwischen und über den Nationen. Nachdem er das Gymnasium in *Moskau* besucht hatte, ließ ihn sein Vater im Jahre 1875 — der militärischen Tradition der Familie folgend — in die französische Armee eintreten, während sein älterer Bruder in Rußland diente. So blieben die Beziehungen zu Rußland wach und lebendig und haben in vielen russischen Soldatenszenen ihren zeichnerischen Niederschlag gefunden. Die Eindrücke von einem Manöver in Zarskoje Selo, wohin er seinen Bruder einmal begleitete, sind so nachhaltig, daß sein Stift noch zehn Jahre später in Erinnerung schwelgt.

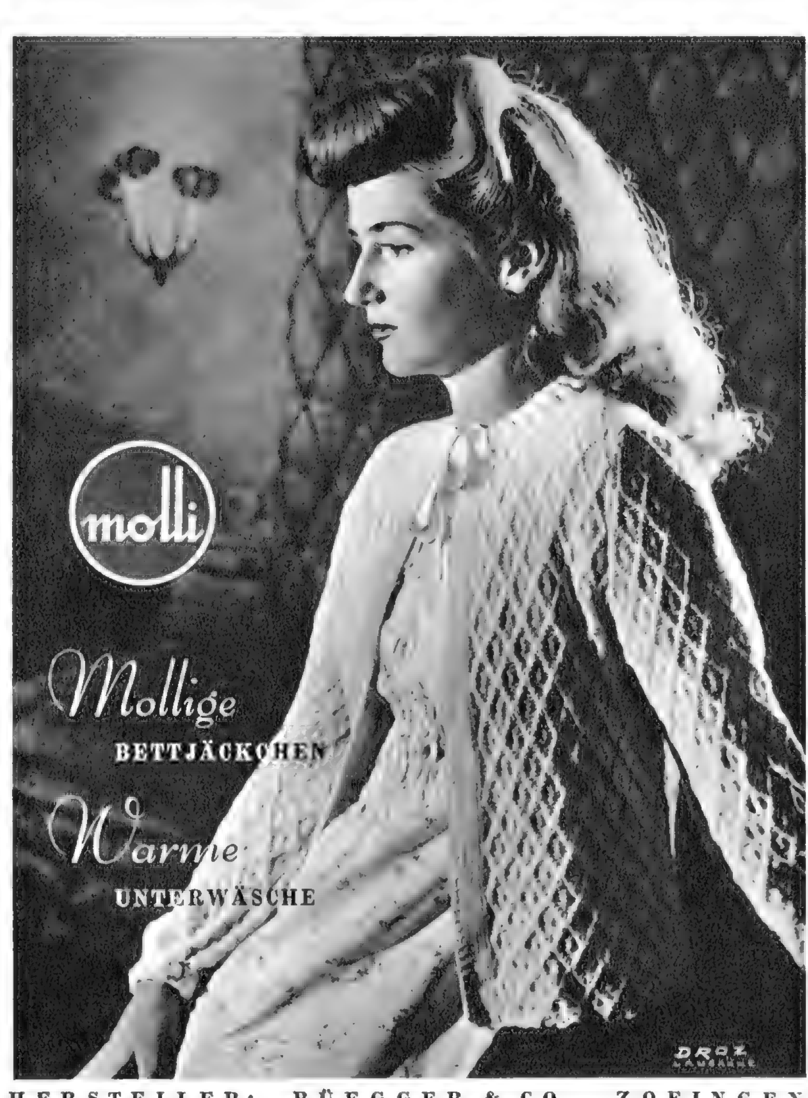
In *Frankreich* war der junge Künstler in das 74. Linienregiment eingetreten, dessen Uniform sein Bleistift in dem «Bibi de deuxième classe» popularisieren sollte. Mit Zeichnungen aus dem Soldatenleben versucht er das Interesse des Malers Edouard Detaille zu gewinnen, aber im wesentlichen bleibt er Autodidakt, bildet sich aus eigener Kraft an den Vorbildern des Louvre, des Luxembourg und der Salons und schult sich in der aristokratischen Reserve der «Parnassiens». Wie Gauthier sieht er nur Bilder, nicht Wirklichkeiten, und hinter der graziösen Komik und Fabulierkunst seiner Zeichnungen scheint manchmal der warme Humor Alphonse Daudets zu leuchten. Paris ist sein Lehrmeister, dieses Paris, das nach dem Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches einem neuen Höhepunkt in Literatur und Kunst zustrebt und den Impressionismus entdeckt. Das Festhalten von flüchtigen Bewegungseindrücken, wie es der Impressionismus liebt, sollte der zeichnerischen Begabung Caran d'Aches besonders entgegenkommen, nämlich seiner Neigung zur Situationskomik, die ja überhaupt eine originelle Blüte des romanischen Geistes ist. So geht in Paris Caran d'Aches russisches Erbe allmählich über


Géovi
BALADE DU SOIR
VIELI
PARFUM EAU DE COLOGNE BRILLANTINE LOTION
Ein Tropfen Balade auf die Haut
erhöht den Zauber einer Frau


ALLEGRO

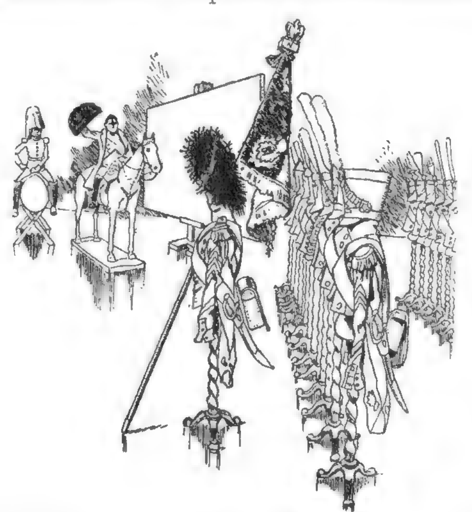





molli
Mollige
BETTJÄCKCHEN
Warme
UNTERWÄSCHE
DROZ

in die Formkraft des französischen Stils. Doch bleibt der Künstler stets ein «demi-Moscovite», wie ihn Adolphe Brisson nennt.

Aber noch ein drittes Element lebt in der Kunst Caran d'Aches. Wie seine Kritiker feststellten, befanden sich unter den geistigen Vätern seiner Kunst auch deutsche Maler, ja man warf ihm sogar vor, daß seine «histoires sans légendes» nicht originell seien, sondern von den Karikaturisten der «Fliegenden Blätter», von Wilhelm Busch, Oberländer, Reinicke u. a. inspiriert. Tatsächlich wurden die Zeichnungen Caran d'Aches in Deutschland schnell populär. Am deutlichsten klingt der *deutsche Ton* im europäischen Gleichklang seiner Kunst dort, wo es ihm darum geht, symbolische Werte sichtbar zu machen. Dieser Durchbruch zum Wesenhaften der Objekte, die sein Stift festhalten wollte, dieses Wegschieben der rationalen Formwerte zugunsten einer analytischen Reduktion auf das Symbolische begegnet einem z. B., wenn man sieht, wie der Künstler einmal eine Parade vor Napoleon gezeichnet hat. Blickt man schärfer hin, so entpuppen sich die Reihen der strammen Soldaten als exerzierende Kleiderständer, an denen nur die Monturen, Helme und Fellmützen hängen — die typischen Abzeichen napoleonischen Soldatentums —,



und der Kaiser selbst sitzt nur auf einem Modellpferd, in charakteristischer Haltung den übergroßen schwarzen Hut ziehend. Was bedeutet das? Das Bild wird Sinnbild. Den Künstler interessiert nicht der rationale Reflex, sondern die Deutung von Ideen, von Gehalten, und er gestaltet diese durch eine auf den Symbolkern gerichtete Rückschau. Diese Rückschau ist etwas ganz Entscheidendes an Caran d'Ache. Es ist ein Erinnerungsvermögen, durch das selbst zehn Jahre, wie wir sahen, auf ein Gestern zusammenschrumpfen können. «Je suis absolument incapable de copier la nature», erklärte er daher mit vollem Recht und erzählt, wie er einmal sich vergeblich bemüht habe, das Gesicht eines Kompaniekoches zeichnerisch zu treffen, aber es erst nach Tagen aus der Erinnerung wirklich charakteristisch nachschaffen konnte. Jetzt wird klar, wieso die Kritiker in seiner Kunst deutschen Einfluß beobachten konnten. Es ist nicht der Einfluß einzelner, bestimmter deutscher Karikaturenzeichner der Zeit — darum lassen sich ja nicht unmittelbare Vorbilder feststellen —, sondern es ist die Erinnerung an die Gesamtheit der deutschen Kunst der Karikatur, die auf den Autodidakten Caran d'Ache einwirkt. Das mußte um so mehr eintreten, als diese seiner originalen Begabung entgegenkommt, nämlich einem künstlerischen Vermögen, für das nur das Prinzipielle wichtig ist, befreit vom Zufälligen und Augenblicklichen. Erinnerungsmäßige Kontemplation bedarf aber des Abstandes, der Entfernung und Einsamkeit, und so bekennt der Künstler: «Je suis affligé d'une timidité incroyable. Je ne puis travailler que dans le silence, la solitude et la nuit.»

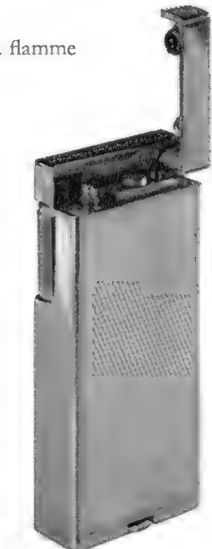
Adolphe Brisson, der eine kurze biographische Skizze unseres Künstlers geschrieben hat, schildert, wie dem kontemplativen Charakter seines Schaffens auch der äußere Lebensstil entsprach. Viel «Energie und Kaltblütigkeit» mußte Brisson aufbringen, um die Wächter und Hüter seiner Einsamkeit zu bestürmen und zu dem Meister vorzudringen. Er fand ihn dann inmitten seines heiteren Reiches von Ironie und Satire, aber war auch berührt von den ernsten Gedanken seiner Humanität und Sozialkritik und von seiner großen Tierliebe. Alle Wände, Ecken und Sessel in der prunkvollen Bohème

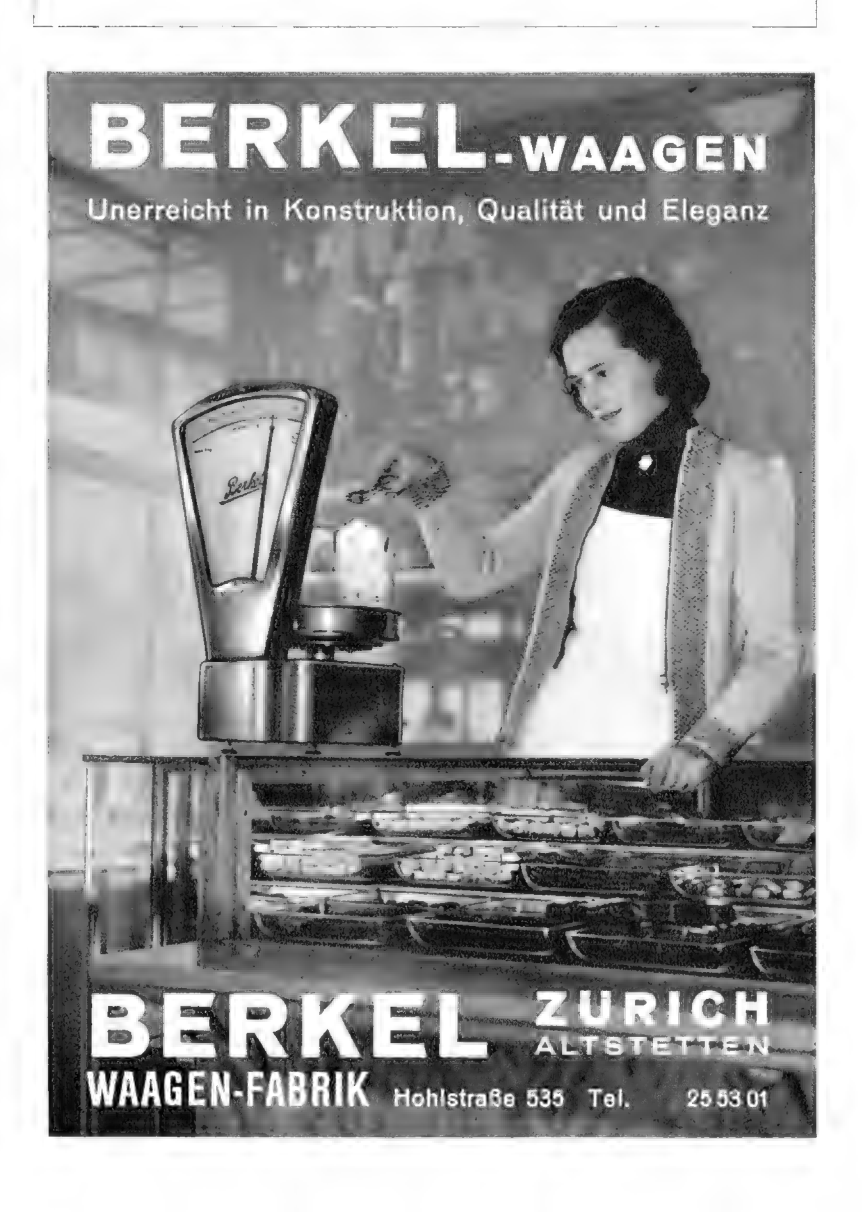

HERMES
ein paillard Erzeugnis
Schreibmaschinen


Dralle
Birken-
Haarwasser
Fabrik in Basel


HOTEL ZUM STORCHEN
HOTEL DE LA CIGOGNE


Rotary




BERKEL-WAAGEN
Unerreicht in Konstruktion, Qualität und Eleganz
BERKEL ZURICH
ALTSTETTEN
WAAGEN-FABRIK Hohlstraße 535 Tel. 25 53 01



VOM SCHENKEN

Schenken und Beschenktwerden! Beides ist Glück, vielleicht das Schenken noch das größere. Denn das ist ja gerade das Schöne am Schenken, daß die Freude, die wir geben, ins eigene Herz zurückkehrt. Indem wir aus Neigung schenken, werden wir selber dabei beschenkt, mit aufrichtiger Freude nämlich und nicht zuletzt auch mit dem Dank und der Erinnerung des Beschenkten. Ein auserlesenes Geschenk dient als äußeres Zeichen dafür, daß wir dem Beschenkten Sympathie und Huldigung entgegenbringen. Ein Geschenk ist etwas, das bedingungslos, ohne Vorbehalt, von Mensch zu Mensch geht. Sonst ist es kein Geschenk mehr. Ein bescheidener Gedanke darf vielleicht trotzdem daran geknüpft werden, ein stiller Wunsch, die Gabe möge dem Empfänger für einige Zeit eine kleine, liebe Erinnerung sein, eine Erinnerung, die mit der Person des Spenders verknüpft ist. Weihnachten, der Tag des Schenkens und des Beschenktwerdens steht vor der Türe. Denken Sie in diesen vorfestlichen Tagen daran, daß wir Ihnen behilflich sein können bei der Wahl Ihrer Gabe. Was könnte größere Freude bereiten als ein

Geschenk-Abonnement der Monatsschrift Du

Wie viele glückliche und freudige Stunden wird die Du Ihren Freunden und Angehörigen im In- und Ausland bescheren! Das festlich verpackte Weihnachtsheft unter dem Christbaum wird jeden Beschenkten entzücken und während eines ganzen Jahres wird er jeden Monat die Freude des Beschenktwerdens von neuem erleben dürfen. Sie aber werden während all dieser Monate die Freude des Schenkens, die des Dankes und der lieben Erinnerung Ihres Empfängers im Geiste immer wieder neu erleben.
Bitte, senden Sie uns ausgefüllt die beiliegende Bestellkarte zu.

Hier abtrennen!

Ich bestelle ein Du-Abonnement für 1 Jahr ab Dezember 1946/Januar 1947**

*a) als Geschenk**

Die Monatsschrift ist zuzustellen an:

Frau / Fräulein / Herrn ______

Ort: ______ *Straße:* ______

*b) für mich selbst**

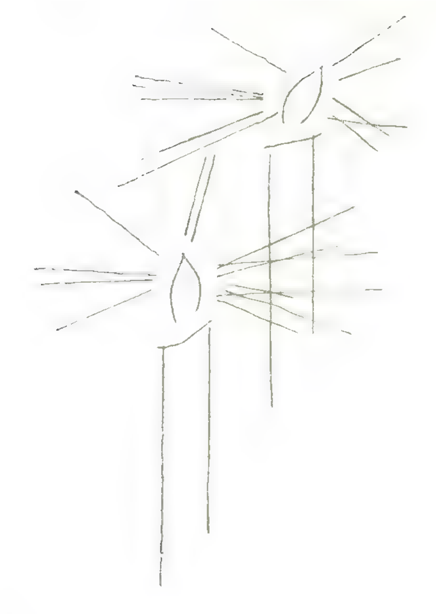
Senden Sie die Monatsschrift Du an meine Adresse ab ______

Ich wünsche unabhängig vom Abonnement ____ *Dezemberhefte (Weihnachtsausgabe) zu Fr. 4.50 zugestellt. Die Bezugsgebühr (Fr. 26.50 pro Jahresabonnement, Ausland Fr. 34.50, Fr. 4.50 für Weihnachtsheft) —*wird gleichzeitig auf Postscheckkonto VIII 3790 einbezahlt — *ist mir in Rechnung zu stellen.*

** Nichtgewünschtes bitte streichen.*

Datum ______ *Unterschrift* ______

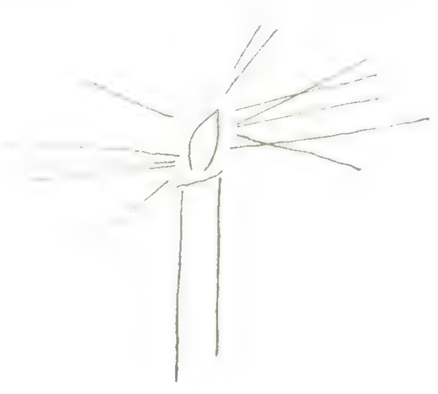
Ort ______ *Straße* ______



Die Hetze des modernen Tages droht den Menschen aus der glückbringenden Fühlung mit den heimlichen Schätzen der Welt zu vertreiben. Zwar grenzt sein Dach an den unendlichen Raum; aber die Sterne bleiben ihm stumm. Wälder rauschen, Wasser wogen, überall liegt reiche Schönheit unerkannt am Wege.

Das Du will die unmenschliche Sehnsucht nach dem Erleben der Alltagswunder bewahren helfen. Mit den modernen Mitteln der Bildwiedergabe und des Farbendruckes erzählt es fesselnd und allen verständlich von den Rätseln des gestirnten Himmels, wie von den bedrängenden Geheimnissen der Atome. Die Zeitschrift nimmt den Leser mit in die Hochgebirge und in die Tiefen des Meeres, zeigt ihm die Pracht der Tropen und das Tierleben der arktischen Nächte. Weltoffen und weltfromm zugleich sucht sie den verborgenen Reichtum der Dinge um uns her aufzuschließen.

Ebenso führt sie ihn zu den Schöpfungen der Menschen, zu den Bauten, zu den ältesten wie jüngsten Malereien und Bildwerken und immer wieder gern zu den Zeichnungen, diesen unmittelbarsten Zeugnissen der lebendigen menschlichen Hand. Keine fachlichen Aengstlichkeiten engen die Zeitschrift ein. Sie wählt aus der Fülle des Geschaffenen jene Stücke und Stellen, die mit ihrem Anruf den heutigen Menschen erreichen.



des «demi-Moscovite» waren bedeckt mit den Zeugnissen einer künstlerischen Welt, in der er verlassen lebte. In Paris ist Caran d'Ache dann einsam 1905 gestorben, erst 46 Jahre alt.

Die slawischen, romanischen und germanischen Züge seines Lebens wie seines Künstlertums fließen dort zusammen, wo die europäische Kultur überhaupt ihre Wurzel hat — in der Antike. Zwei große Tafeln «Manöver in der Antike» liegen vor mir, die Caran d'Ache 1887 zeichnete, Ausdruck seiner humanistischen, wie seiner soldatischen Liebe, aber auch ein launiges Dokument jener echt romanischen Gauloiserie, die von Plautus «miles gloriosus» bis zu Daudets «Tartarin» reicht. Es ist die Grundspannung seines Humors überhaupt, die hier deutlich wird, die Ueberspannung zwischen Idee und Wirklichkeit, die sich im Sinnbild, in der Gebärde löst. Echte Theatralik liegt in diesen Viererreihen und turnerischen Uebungen gewichtiger trojanischer Helmbüsche, in diesen strammen und grimmigen, donnernden und verschmitzten, angestrengten und blasierten Soldatengesichtern, jedes anders, bald bärtig finster, bald jungenhaft frisch daherschauend, hier das Muskelspiel betont, dort die sich rümpfenden Nasen. Und der schmetternde Klang der aufgepusteten Tubabläser wie der Kommandoton der Befehlshaber scheint einem im Ohr zu klingen — das ganze Gedränge des Manövers zeichnerisch aufgelöst und aufgewogen in einem zuschauenden Hund, einem Spitz, der verlassen und allein im Vordergrund dasitzt und staunt und lauscht. Ja, das ist humorvolle Ueberspannung! Zeichnerisch gefaßt, was Jacques Offenbach ähnlich in Musik umgesetzt hat.

Was ist nun das Ziel dieser Ausführungen? Nicht allein der Hinweis auf Leben und Werk eines genialen Künstlers! Gleichzeitig sollte wieder daran erinnert werden: das Besondere ist immer nur ein Gleichnis des Allgemeinen, das sich in ihm spiegelt und gestaltet — oder pädagogisch gewendet: die Kenntnis des Besondern erzieht zur Anerkennung des Allgemeinen. Der Name «Caran d'Ache» deckt nicht nur Werk und Gestalt eines Mannes, dessen Kunst entscheidende europäische Züge trägt, sondern kann zugleich — wie die Namen «Frédéric Chopin» oder «Jacques Offenbach» — etwas Allgemeines und Ideelles *versinnbildlichen*, wie es zum Wesen der Sprache gehört, nämlich den romanisch-germanisch-slawischen Zusammenklang Europas. Hier ist in einem Namen in kurzer und bündiger Prägnanz gezeichnet, was Europas Kultur ausmacht, und die Entschleierung des Namenszeichens wird zu einem Mittel, um unsere Jugend zur Ehrfurcht und Anerkennung dieser Gemeinsamkeit zu erziehen. Wohl dem Lehrer und Erzieher, der solche Gelegenheit zu nutzen versteht! Er dient diesem Allgemeinen, wenn er schon in der Elementarschule dem kleinen Piepmatz, der den Firmennamen «Caran d'Ache» auf seinem Bleistift buchstabiert, etwas von der Geschichte dieses Namens erzählt. Denn die Einheit Europas leuchtet nicht auf seinen historischen Gipfeln, sondern in seinen kulturellen Tiefen — das zeigt auch das kleine Beispiel «Caran d'Ache». *St.*



Der einundzwanzigjährige Mendelssohn beim greisen Goethe in Weimar

WEIMAR, *den 25. Mai 1830*

Gestern abend war ich in einer Gesellschaft bei Goethe und spielte den ganzen Abend allein: Aufforderung, Polonäse in C von Weber, drei welsche Stücke, Schottische Sonate. Um zehn war es aus; ich blieb aber natürlich unter dummem Zeug, Tanzen, Singen usw. bis zwölf, lebe überhaupt ein Heidenleben. — Der Alte geht immer um neun Uhr auf sein Zimmer, und sowie er fort ist, tanzen wir auf den Bänken, und sind noch nie vor Mitternacht auseinandergegangen.

Goethe ist so freundlich und liebevoll mit mir, daß ich's gar nicht zu danken und zu verdienen weiß. Vormittags muß ich ihm ein

Stündchen Klavier vorspielen, von allen verschiedenen großen Komponisten, nach der Zeitfolge, und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weiter gebracht hätten; und dazu sitzt er in einer dunklen Ecke, wie ein Jupiter tonans, und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran. Ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der c-moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: «Das bewegt aber gar nichts; das macht nur Staunen; das ist grandios.» Dann brummte er so weiter, und fing nach langer Zeit wieder an: «Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein; und wenn das nun alle die Menschen zusammenspielen!» Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an. Daß ich nun alle Tage bei ihm esse, wißt Ihr schon; da frägt er mich denn sehr genau aus, und wird nach Tische immer so munter und mitteilend, daß wir meistens noch über eine Stunde allein im Zimmer sitzenbleiben, wo er ganz ununterbrochen spricht. Das ist eine einzige Freude, wie er einmal mir Kupferstiche holt und erklärt, oder über Hernani und Lamartines Elegien urteilt, oder über Theater, oder über hübsche Mädchen. Abends hat er schon mehreremal Leute gebeten, was jetzt bei ihm die höchste Seltenheit ist, so daß die meisten Gäste ihn seit langem nicht gesehen hatten. Dann muß ich viel spielen, und er macht mir vor den Leuten Komplimente, wobei «ganz stupend» sein Lieblingswort ist. Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammengebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse. Komm ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, so sagt er: «Meine Seele, du mußt zu den Frauen hingehen und da recht schöntun.» — Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich nicht doch vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilie an, die es bestellte, und sagte: er müsse erst ordentlich anfangen mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja *vieles von mir lernen*. Ich wurde noch einmal so lang, als Ottilie mir das wiedersagte, und da er mir's gestern gar selbst wiederholte und meinte, es sei ihm noch vieles auf dem Herzen, über das ich ihn aufklären müsse, so *sagte* ich: «O ja», und *dachte*, es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein. Oefter geht es umgekehrt!

*

MÜNCHEN, *den 6. Juni 1830*

Einige Tage nach meinem letzten Briefe aus Weimar wollte ich, wie ich Euch geschrieben hatte, hierher abreisen, und sagte das auch zu Goethe bei Tisch, der dazu ganz still war. — Nach Tische aber zog er aus der Gesellschaft Ottilie an ein Fenster, und sagte ihr: «Du machst, daß er hierbleibt.» Die versuchte denn nun, mich zu bereden, ging mit mir im Garten auf und ab; ich aber wollte ein fester Mann sein, und blieb bei meinem Entschlusse. Da kam der alte Herr selbst und sagte, das wäre ja nichts mit dem Eilen; er hätte mir noch viel zu erzählen, ich ihm noch viel vorzuspielen, und was ich ihm da vom Zweck meiner Reise sagte, das sei gar nichts. So ging's weiter, und da mich das rührte, und Ottilie und Ulrike auch noch halfen, und mir begreiflich machten, wie der alte Herr niemals die Leute zum Bleiben und nur desto öfter zum Gehen nötigte, und wie keinem die Zahl der frohen Tage so bestimmt vorgeschrieben sei, daß er ein paar frohe wegwerfen dürfte, und wie sie mich dann bis Jena begleiten würden, so wollte ich wieder *nicht* ein fester Mann sein und blieb. Selten in meinem Leben habe ich einen Entschluß so wenig bereut wie diesen, denn der folgende Tag war der allerschönste, den ich je dort im Hause erlebt habe. Nach einer Spazierfahrt des Morgens fand ich den alten Goethe sehr heiter; er kam ins Erzählen hinein, geriet von der «Stummen von Portici» auf Walter Scott, von dem auf die hübschen Mädchen in Weimar, von den Mädchen auf die Studenten, auf die Räuber, und so auf Schiller; und nun sprach er wohl über eine Stunde ununterbrochen heiter fort über Schillers Leben, über seine Schriften und seine Stellung in Weimar; so geriet er auf den seligen Großherzog zu sprechen und auf das Jahr 1775, das er einen geistigen Frühling in Deutschland nannte und von dem er meinte, es würde es kein Mensch so schön



Leopard-Mantel
Modell
HANKY
Pelz-Spezialhaus
Zürich, Bahnhofstr. 51



Merkur
FESTKAFFEE







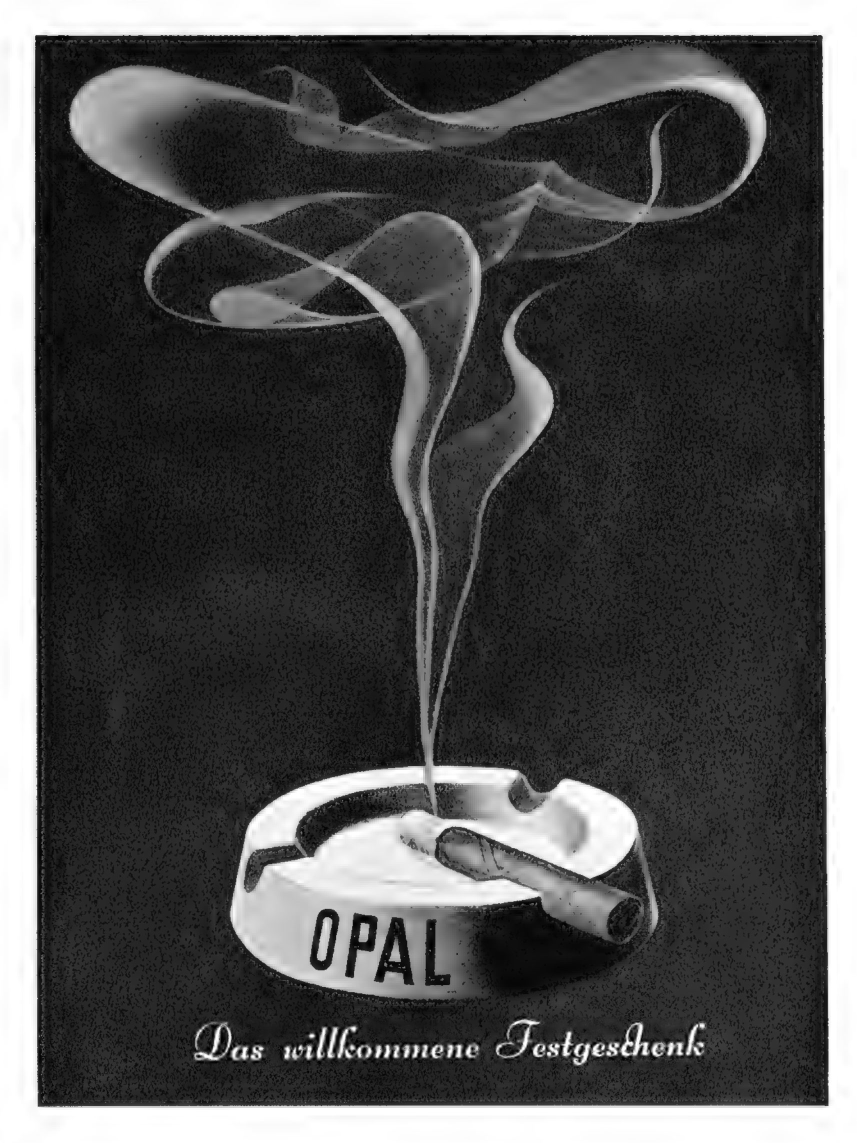
Böhny
Handschuhe
Das lang ersehnte Geschenk
E. BÖHNY HANDSCHUHE ZÜRICH ST GALLEN

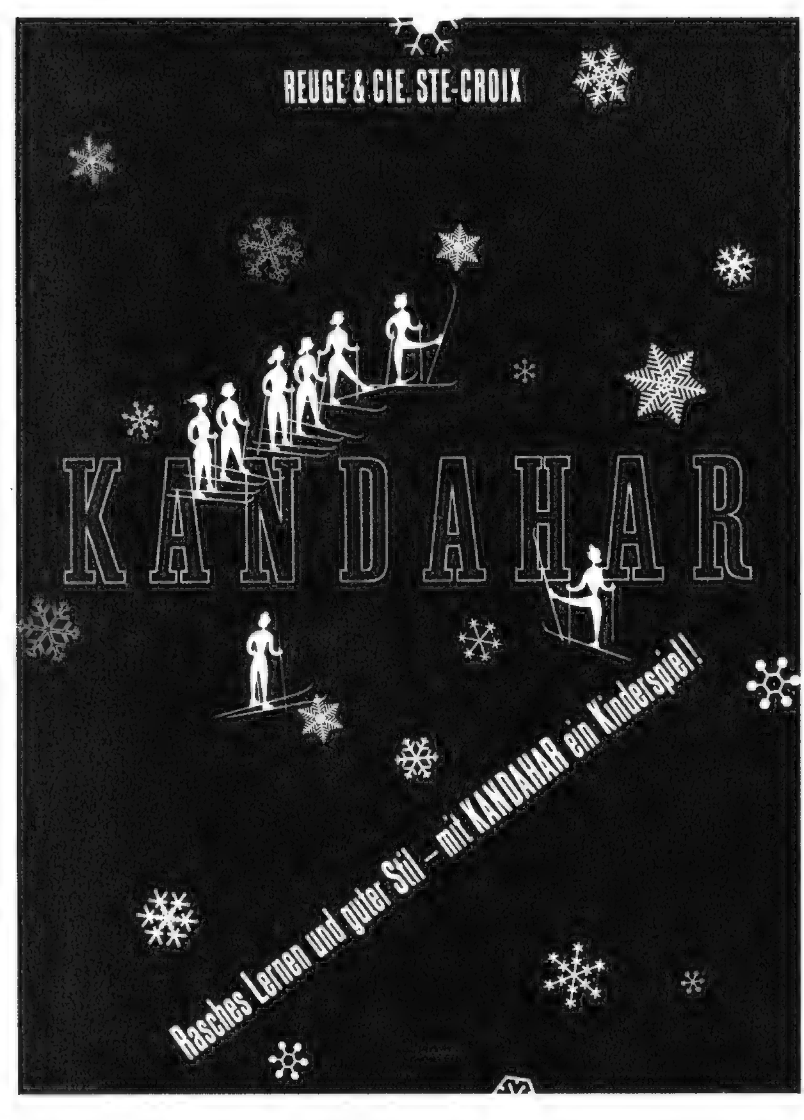


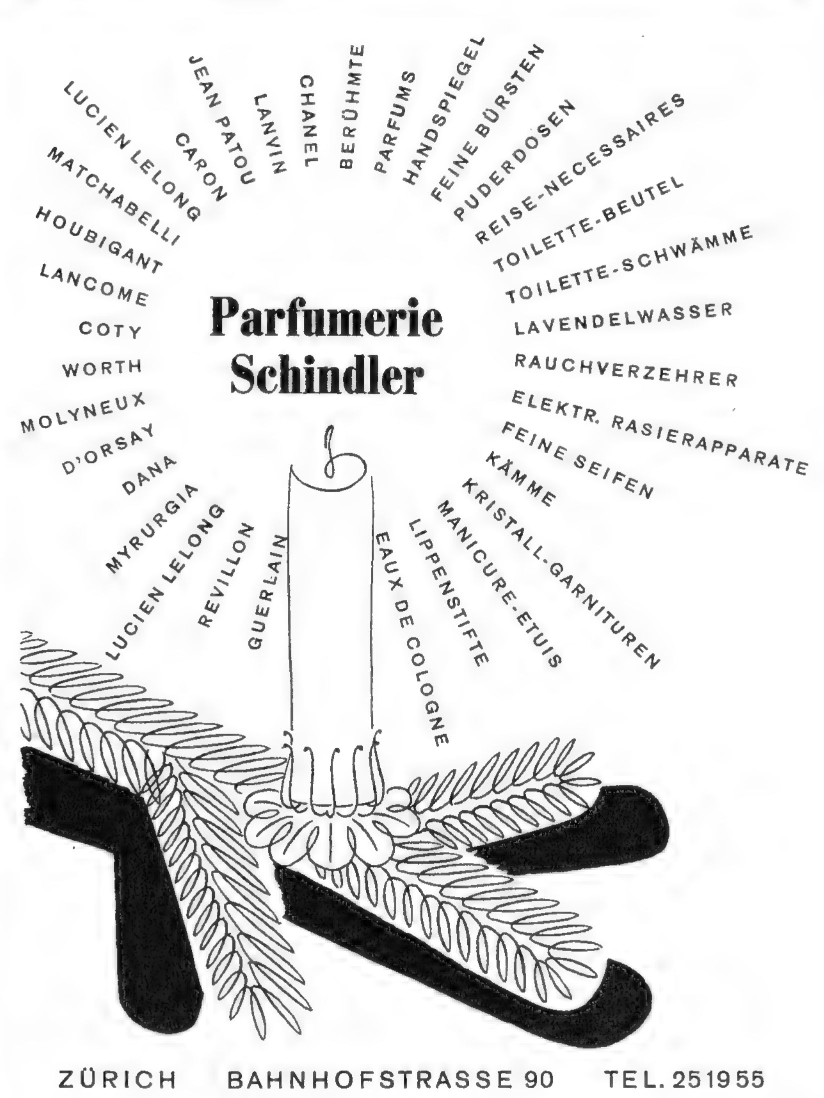
Freude schenken für lange Zeit
Pelikan




Wer elegante Pelzmodelle
in erstklassigem Schnitt und Fellmaterial
liebt, berät sich mit
Geiger & Hutter
Zürich - Limmatquai 138


OPAL
Das willkommene Festgeschenk


REUGE & CIE. STE-CROIX
KANDAHAR
Rasches Lernen und guter Stil – mit KANDAHAR ein Kinderspiel!


Parfumerie
Schindler
LUCIEN LELONG
JEAN PATOU
CARON
LANVIN
CHANEL
BERÜHMTE
PARFUMS
HANDSPIEGEL
FEINE BÜRSTEN
PUDERDOSEN
REISE-NECESSAIRES
TOILETTE-BEUTEL
TOILETTE-SCHWÄMME
LAVENDELWASSER
RAUCHVERZEHRER
ELEKTR. RASIERAPPARATE
FEINE SEIFEN
KÄMME
KRISTALL-GARNITUREN
MANICURE-ETUIS
LIPPENSTIFTE
EAUX DE COLOGNE
GUERLAIN
REVILLON
LUCIEN LELONG
MYRURGIA
DANA
D'ORSAY
MOLYNEUX
WORTH
COTY
LANCOME
HOUBIGANT
MATCHABELLI
ZÜRICH BAHNHOFSTRASSE 90 TEL. 251955

beschreiben können wie er; dazu sei auch der zweite Band seines Lebens bestimmt; aber man käme ja nicht dazu, vor Botanik und Wetterkunde und all dem anderen dummen Zeug, das einem kein Mensch danken will; erzählte dann Geschichten aus der Zeit seiner Theaterdirektion, und als ich ihm danken wollte, meinte er: «Ist ja nur zufällig; das kommt alles so beiläufig zum Vorschein, hervorgerufen durch Ihre liebe Gegenwart.» Die Worte klangen mir wundersüß; kurz, es war eins von den Gesprächen, die man in seinem Leben nicht vergessen kann. Den andern Tag schenkte er mir einen Bogen seines Manuskripts von Faust, und hatte darunter geschrieben: Dem lieben jungen Freunde F. M. B., kräftig zartem Beherrscher des Pianos, zur freundlichen Erinnerung froher Maitage 1830. J. W. von Goethe, und gab mir dann noch drei Empfehlungen hieher mit.

Aus Briefen des jungen Musikers an seine Familie, in «Reisebriefe von Felix Mendelssohn Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832», herausgegeben von Paul Mendelssohn Bartholdy, Leipzig 1862.

Die Meise

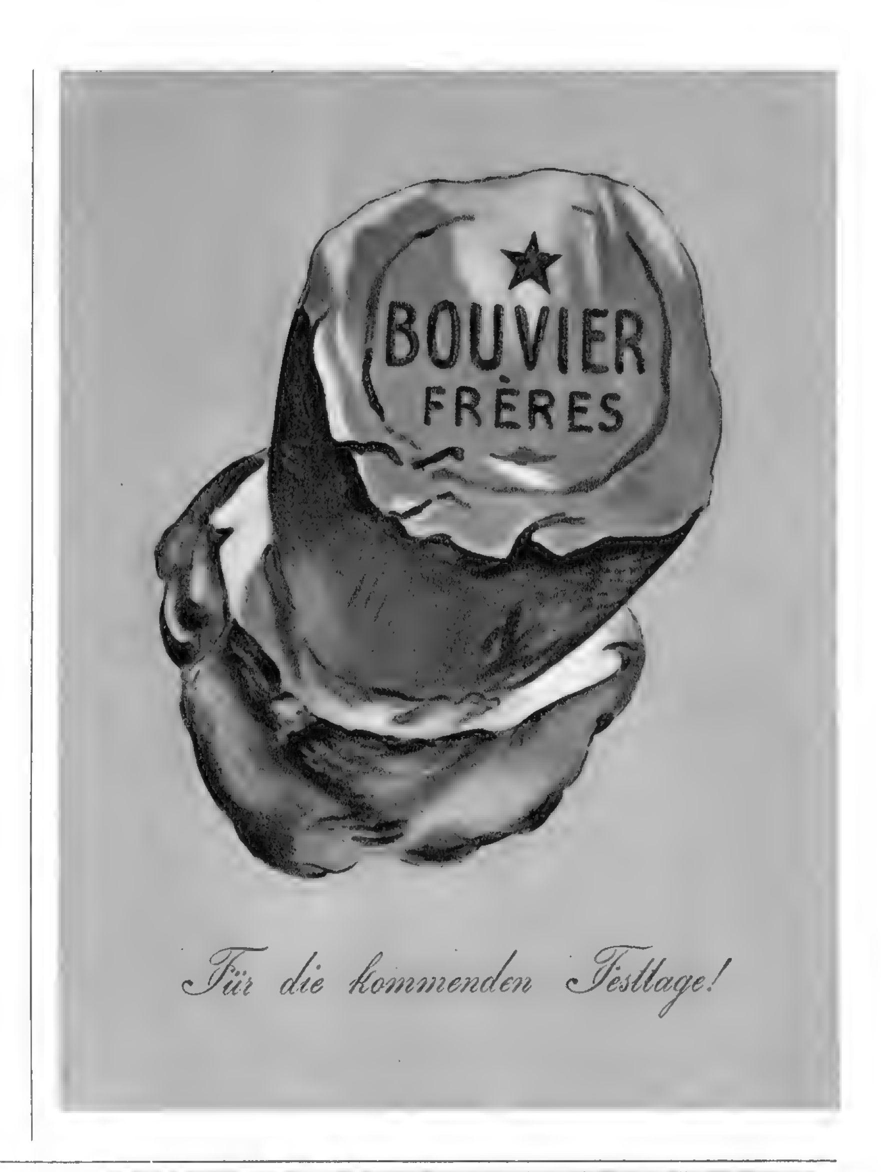
Die nachfolgenden Aufzeichnungen stammen von Walter von Sanden, dem Verfasser feinsinniger Naturschilderungen («Das gute Land», «Guja») aus dem Reich der ostpreußischen Wälder und Seen. Fast ein Leben lang hat er dort sein Gut bewirtschaftet, der heimatlichen Erde tief verbunden, durch die unsicheren Zeitläufte nach 1918 und die Bedrängnisse der Hitlerzeit hindurch mannhaft um die Geschicke seines Bodens und seiner Leute besorgt. Klaren Blickes sah er schon vor 1933 das Verhängnis seinem Lande und seinem Stande nahen. Im Winter 1944/45 riß ihn die Flut der vor den Russen fliehenden Ostpreußen und der zurückströmenden Massen des deutschen Heeres mit. Wie er sich zusammen mit seiner Frau, das Notwendigste auf dem Fahrrad rettend, im Getümmel von Menschen und Wagen durch die vereiste Dünen- und Wasserlandschaft der Frischen Nehrung kämpft (Kärnten war das ferne Ziel), das ruft die apokalyptischen Bilder eines Zusammenbruches, wie ihn die Geschichte Europas kaum jemals sah, wieder herauf.

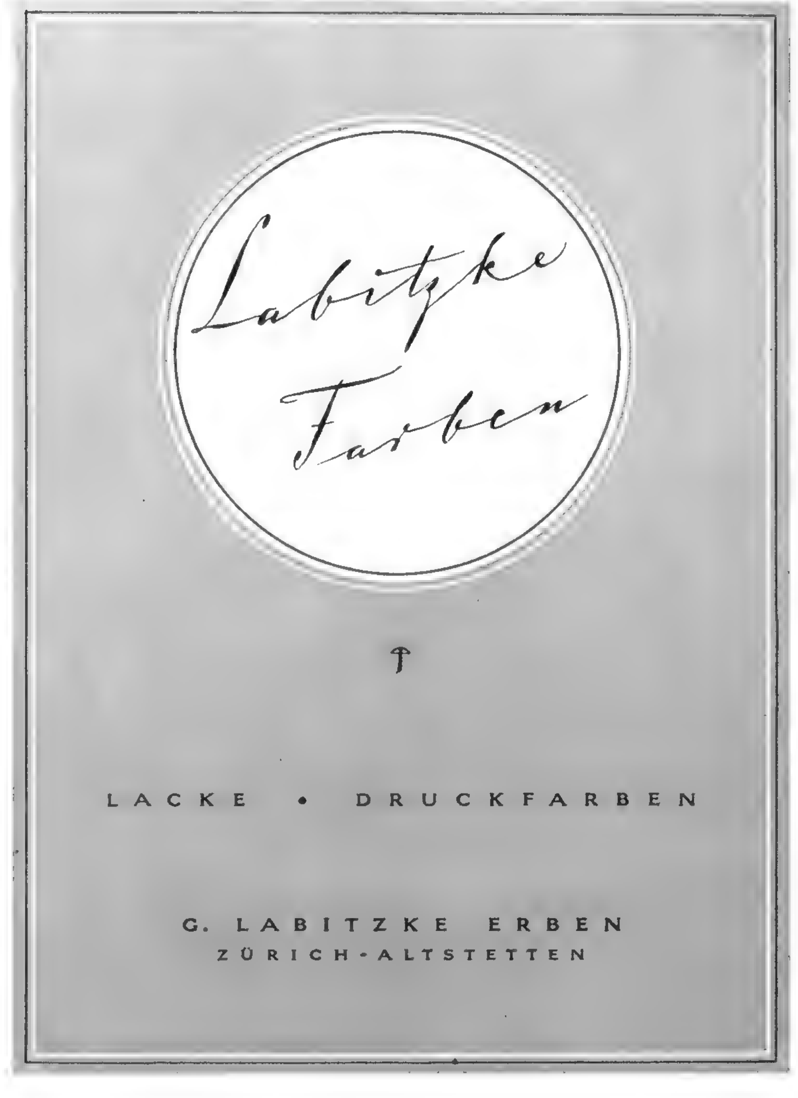
Endlos scheint die taunasse Eisfläche des Frischen Haffes und der Flüchtlingsstrom, in dem wir ziehen. Sturm und Regen. Schwer schieben wir an unseren Rädern durch den tiefen Tauschnee. Aus grauer Winterluft taucht die Nehrung auf, schützender Wald, durch den die Nehrungsstraße führen muß. Aber wir dürfen nicht hinauf. Wir müssen die lange, unabsehbare Strecke bis Kahlberg auf dem Haff bleiben, dem Regensturm entgegen. Auf der waldgeschützten Straße flieht das geschlagene Ostheer. Mit uns wandern traurige Menschen, müde Pferde, knarrende Treckwagen, ermattete russische Kriegsgefangene in endlosen Zügen. Grau ist der Himmel, grau ist das endlose Eis, grau ist das Leben. — Durch das Knarren der Räder, das Patschen der Pferdehufe im Schneewasser, das Sausen des Windes tönen alte Melodien an mein Ohr: «Harre meine Seele — und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach.» Ueber alles Elend um uns und in uns schwingt sich der Glaubensmut meiner Frau mit diesen Liedern empor. Wir sind die letzten Tage gegangen wie benommen von zu starkem Heimweh, zu großer Anstrengung. Jetzt nimmt uns das Leid und Elend um uns diese Benommenheit. Die Stirne dem Wind entgegen, eine Hand an der Leiter eines Treckwagens, die andere an der Lenkstange ihres Rades, geht meine Frau durch den Schnee und singt unbekümmert um die Menschen ringsum die alten Lieder der Zuversicht.

Mit dem sinkenden Abend kommen ein paar Ruhestunden in einem verlassenen Nehrungshaus. Sturmdurchtobt ist die Nacht, zerrissen durch das verzweifelte Suchen und die traurigen Stimmen obdachloser Flüchtlinge. Am frühen Morgen brechen wir auf; schwankende schwarze Kiefernkronen gegen wolkigen Nachthimmel. Durch Wasser und Schnee bringen wir unsere Räder auf den Weg. Jetzt ist die Nehrungsstraße für Flüchtlinge freigegeben. Sie ist vereist, wir müssen in der nächtlichen Dunkelheit des Waldes die Räder führen. Rötliches Licht dringt vor uns aus den dunklen Stämmen. Hunderte von Biwakfeuern brennen, eingetaut in den tiefen Schnee, werfen ihr Licht über müde zusammengesunkene Gestalten zwischen rotblinkenden Tauwasserpfützen. Obdachlose. Wir ziehen vorüber.

Der Tag beginnt zu grauen. Der Regen läßt nach. Die schwankenden Baumkronen werden ruhiger. Vorsichtig können wir auf unseren Rädern wieder fahren. Tote liegen am Wege, traurige Meilensteine, Erschöpfung in ihren letzten Stellungen ausdrückend. Ein weißer


Die grosse Überraschung
ein Weihnachtsgeschenk
aus reiner Wolle von
Wollen-Keller
Zürich • Strehlgasse 4 und Bahnhofstr. 82


BOUVIER
FRÈRES
Für die kommenden Festtage!


Labitzke
Farben
LACKE • DRUCKFARBEN
G. LABITZKE ERBEN
ZÜRICH-ALTSTETTEN


Schraner
SCHWEIZER
SCHLITTSCHUHE
SCHRANER & CO., OBERURNEN (GLARUS)





ch. Fein-Kaller



embru
dea-Matratzen
erhalten jung!
Embru-Werke A.G., Rüti (Zürich)



Ein
Festgeschenk
für alle
FÜR JEDE KÜCHE
Maggi's
Würze
FABRIK VON MAGGIS
NAHRUNGSMITTELN
KEMPTTAL

Kinderwagen steht verlassen neben der Straße im tiefen Schnee. Sorgsam sind die kleinen Gardinen vor dem Verdeck zugezogen. Wie weit mag die Mutter mit ihrem schweren Herzen auf der Flucht gekommen sein? — Ohne Aufhören ist die Reihe der Treckwagen, die wir auf unseren Rädern langsam überholen. Sie ächzen und stoßen in den ausgefahrenen Löchern der vereisten Straße. Durchnäßt wandern die Menschen neben ihren Wagen oder führen frierend die Zügel der müden Pferde.

Der schwarze nasse Wald hört auf. Die Augen können wieder freier schweifen. Aber es ist eine fremde Gegend, über die sie hingehen, und die Menschen, die sie beleben, geben ihr ein trostlos-unruhiges Gepräge. Die Straße ist für den Verkehr, den sie fassen soll, viel zu schmal. Die Treckwagen stauen sich. Vorne muß irgendwo ein Hindernis sein. Autos überholen alles, durch ihre lauten Signale sich rücksichtslos Bahn brechend. In unseren Händen zittern die Lenkstangen auf dem glatten Eis. Wir schwanken zwischen den schweren, ächzenden Treckwagen und den unerbittlichen Rädern der Autos, deren Signale in den übermüdeten Nerven schmerzen. Die fliehenden Gewaltigen eines zusammenbrechenden Systems, warm und trocken in ihren breiten Wagen mit den großen Koffern sitzend, schaffen ungute Gedanken; immer wieder müssen wir mit unseren Rädern in den Graben. Aber es geht doch weiter. Kilometer um Kilometer überholen wir stehende Treckwagen. Wo die Straße verstopft ist, drängen wir uns an den Seiten durch. Es ist eine furchtbar schwere Flucht, und doch möchten wir mit den Partei- und Polizeigewaltigen, die in ihren bequemen Autos flüchten, nicht tauschen. Sehr bald werden sie zu gehetztem Wilde werden.

Der Schnee auf den Feldern schwindet; das Eis auf unserem Wege bleibt. Tausende von Wagen haben es fest und so schlägig gefahren, daß unsere Arme von der ständigen Erschütterung der Lenkstange schmerzen. Die Dörfer sind überfüllt mit Flüchtlingen, zurückflutenden waffenlosen Soldaten, übermüdeten Gefangenen. — Ein freundlich überraschter und doch trauriger Zuruf: vertraute Gesichter, Nachbarn von unserem Heimatsee, mit Pferden eingezwängt in der Treckwagenkette. Ein fester Druck der kalten Hände. «Gott mit Ihnen!» Keiner kann dem anderen durchgreifend helfen. — Endlich kommt der erste Arm der Weichsel. Die Fähre geht. An die Seite gedrückt finden wir Platz zwischen Wagen und Pferden. Um uns auf den Rädern kümmert sich keine Polizei. Treibeis ist auf dem Strom. Große Säger liegen an einer ruhigen Stelle auf dem Wasser. Wintergraue Luft ist über ihm und dem ebenen Land. Wir wissen, daß auch hier die Russen drohen, daß unsere Fluchtstraße parallel zwischen ihrer Front und der Ostseeküste verläuft, und daß wir noch lange in diesem Zustande bleiben werden. Die Russen stehen vor Stettin.

Leerer ist die Straße auf dem anderen Ufer. Nur wenige Wagen schafft die kleine Fähre. Für uns ist es gut. Aber hinter uns werden die Flüchtlingswagen Tage und Nächte im Freien warten, nach jeder gefüllten Fähre nur wenige Meter vorrückend. Auch den zweiten Weichselarm durchqueren wir. Weiter und weiter bleibt die Heimat zurück. Der Kanonendonner ist immer der gleiche. Durch hügel- und baumloses Land führt der hohe Damm der Straße. Nur die Linden zu beiden Seiten recken ihre taunassen schwarzen Aeste zum Himmel, reglos und schweigend. — Da dringt ein Vogelstimmchen an mein Ohr, ein kurzes Sprüchlein, nur wenige Male wiederholt: «Viel zu früh, viel zu früh, viel zu früh», singt die Meise, und schwingt sich mit raschem Flug in die oberen Aeste.

Und ich führe mein Rad und bin wie im Traum, bin versetzt in die ferne, ferne Heimat. Ich komme vom See, den vertrauten Weg am Flüßchen entlang, wo die Frühlingswasser schon brausen. Meine Netze trage ich und biege in den Park, in Großmutters Lindengang ein und hänge sie dort in Sonne und Wind. Die Haselnußkätzchen schaukeln, die Meisen singen, die Erde ist schwarz. Der Vorfrühling kommt, und er kommt so schön, wie er nur in der Heimat sein kann, und durch die Aeste der Linden und Nüsse, der Aepfel und Kirschen leuchtet mein Haus, mein geliebtes Haus, in dem Eltern und Voreltern schon wohnten.

Walter von Sanden

* * *

Was ein Engländer vor 80 Jahren auf der winterlichen Grimsel erlebte

*

Von allen Schauplätzen, auf denen sich die Greuel des Schlachtfeldes denken lassen, kommt mir keiner so angemessen vor wie das düstere Becken der Grimsel mit seinen kahlen Felsen und den öden Schneefeldern in der Höhe und dem finstern See in der Tiefe. der mit gleicher Bereitschaft die Leichen französischer wie österreichischer Soldaten verschlingen würde. Im Winter schwankt das Bild des Tales zwischen zwei Erscheinungsformen. Es kann fahl aussehen wie der Tod, wenn die fallenden Flocken die Luft verfinstern, so daß nur ab und zu die schwarze Flanke glatter Felsen aus scheinbar unerreichlicher Höhe herunterschimmert, während unten die klaffende Spalte des Flußbettes um so schauerlicher anzusehen ist, als mit dick vereisten Häuptern große Steinblöcke daraus emporragen. Dagegen darf man vergleichsweise von einer gewissen Milde des Anblicks sprechen, wenn das Licht des winterlichen Mondes die leiseste Wölbung der zusammenhängenden Schneefelder sichtbar macht, die den Fluß zugedeckt und das Rauhe der Felsen gemildert haben.

Aber selbst zur besten Zeit ist diese Schlucht kaum je freundlich zu nennen, und das Hospiz, zu dem sie hinaufführt, kann man schwerlich als eine lebhaft zum Verweilen einladende Stätte betrachten. Fast bis zur Dachrinne im Schnee begraben, sieht es aus wie ein schrulliger Felsblock mit grünen Fensterläden. Ein paar Gesindeleute verleben ihre Tage in der Küche, zwei oder drei Hunde leisten ihnen Gesellschaft, die Knechte genießen die literarische Tröstung eines arg zerlesenen Kalenders, und seine Versicherung, die Zeit stehe nicht still, ist ihnen gewiß oft ein willkommener Trost. Das kleine, nie ganz versiegende Rinnsal des winterlichen Handels tritt in der Gestalt einiger Bauern aus dem Tal auf, die gelegentlich durch schlechtes Wetter so lang zurückgehalten werden, daß sie den Vorräten an trockenem Brot und gefrorenem Schinken bedenklich zusetzen müssen. Hier steht man am äußersten Rande der Zivilisation. Es ist der letzte Vorposten des Menschen im Reiche des Frostes. Hier kommt man nur durch knietiefen Schnee watend hin, und mitunter sinkt man während seiner stundenlangen Mühen in tieferen Verwehungen ein. Hier steht man beinahe am Ende der Welt. Der Traum wird zum Alpdruck. Nur noch schwach fühlen wir uns mit der Welt um uns her verbunden. Das Gefühl der Bergeinsamkeit überwältigt und bedrückt uns. Und dennoch ist es gut, noch weiter zu dringen, bis wir wirklich erfahren, daß diese letzte Spur von Leben in der Bergöde eine Zuflucht sein kann — das letzte Band zwischen uns und der menschlichen Gesellschaft. Zwar spielen wir hier bloß mit der Gefahr; aber für einen Augenblick können wir uns in die Seele des Polarforschers versetzen, der beim Vorstoß gegen den Pol sein Schiff verließ und weiß, daß es der einzige Stützpunkt für seine Arbeit ist.

Ueber der Grimsel erhebt sich der Galenstock — keiner der mächtigsten Riesen, aber doch ein beachtlicher Berg. Von seinen Flanken strömen die Wasser in die Rhone und in den Rhein, und herausfordernd blickt er über ein Meer von Gletschern zu seinen großen Vettern im Berner Oberland hinüber. Im Sommer kann man ihn in fünf Stunden besteigen. Der Blick vom winterlichen Gipfel schien etwas für diese Gegend höchst Charakteristisches zu versprechen. Die Umstände, die unseren Besteigungsversuch vereitelten, gaben uns einen Begriff von der Wildheit, mit der in den Winterbergen die Natur sprunghaft ihre lebendige Gewalt entfalten kann.

Wir waren schon hoch hinaufgeklettert gegen das mächtige Rückgrat des Berges; in wenigen Minuten mußten wir auf dem Gipfel stehen. Ueber einer trüben Dunstschicht erhoben sich die höchsten Spitzen, und unser nächster Nachbar im Südwesten war der Monte Rosa, zwar gute sechzig Meilen entfernt, aber duftig und klar in jeder Einzelheit erkennbar, wie es in der dünnen Alpenluft möglich ist. Auf einmal, ohne Warnung und ohne ersichtlichen Grund, schlug das Wetter um. Die zarten weißen Wolkenflöckchen, die hoch über uns hinweggewandert waren, verwandelten sich plötzlich in einen breiten schwarzen Dunstschleier, der ganze Quadratmeilen der Schneelandschaft mit seinem Schatten zudeckte. Lachsfarbene Wolkengirlanden an den fernen Spitzen waren im Handumdrehen verschwunden, und an ihrer Stelle breiteten sich lange Wolkenbänder wie ein dunkles Spinnennetz von der scharfen Spitze des Weißhorns bis zur Bastion des Mont Blanc aus; sie schienen an den Rändern geheimnisvolle Wolkenfäden zu entlassen, so wie die Spinne im Altweibersommer ihre Fäden bildet.

Ein eisig kalter Wind war bereits den ganzen Tag von den umgebenden Graten herab durch den Trichter des Rhonegletschers gefahren, und auf dem Rücken des Galenstocks war der Pulverschnee in Wölkchen aufgewirbelt, in regelmäßigen Abständen wie der Rauch aus den Gewehren einer feuernden Schützenlinie. Jetzt wurde der Wind lauter und schriller. Miniatur-Windhosen kamen die Steilrinnen heruntergefegt, und traf uns der Sturm von vorne, so war es, als erhielten wir von einer kalten Hand einen Schlag ins Gesicht. In unserer Abgeschiedenheit, ohne jede Möglichkeit einer Verbindung mit bewohnten Gegenden, stundenweit von unserer Basis, der Grimsel, entfernt, wirkte das plötzliche Erwachen der Sturmgeister beängstigend und unheilverkündend. Für den Weg zurück hatten wir uns auf das Mondlicht verlassen, aber in dem offenbar bevorstehenden Schneesturm würde auch der Mond unnütz sein.

Die Umkehr schien geboten; aber als das trübe Tageslicht zu schwinden begann, kletterten wir noch immer an dem höckerigen breiten Grat oder vielmehr in dem Gewirr von kleinen Graten herum, die zwischen dem Rhonegletscher und der Grimsel liegen.

Im Sommer ist es eine Wildnis von Höckern und Felsbuckeln; im Winter aber durchbrechen nur ein paar schwarze Felsen die Schneedecke, und jede Mulde wird eine tückische Fußangel. Es erfordert einige Sorgfalt, um durch diese Labyrinthe hindurchzukommen und Rinnen zu überqueren, die steil genug sind, um den Gedanken an Lawinen aufkommen zu lassen.

Plötzlich erklärte hier ausgerechnet der stärkste und schwerste unserer Gesellschaft, daß er krank sei. Er begann zu schwanken und hatte den entschiedenen Wunsch, sich hinzulegen. Ich gestehe, daß in diesem Augenblick unangenehme Bilder vor mir aufstiegen. Zwar dachte ich nicht sofort an Thomsons anschauliche Schilderung von dem im Schneetreiben verlorenen Schäfer,

> wenn, wütend schnaubend, voller Tücken,
> der kalte Winter durch die dunklen Lüfte jagt.

Doch fielen mir ein Dutzend nur allzu wahrer Erzählungen von im Schneesturm verunglückten Reisenden ein, die der rettenden Unterkunft schon viel näher gewesen waren als wir. Schon drängte sich mir auch das Bild eines Zeitungsartikels auf, der beschrieb, wie wir eifrig ankämpften gegen die zunehmende Schlafsucht unseres Freundes, wie die Kognakflasche leer war und wie auf unsere wörtlichen Ermahnungen Tritte, Schläge und Knüffe folgten. Sind solche kleine, traurige Dramen nicht in zahllosen Reisebeschreibungen zu finden?

Aber all diese Befürchtungen waren überflüssig. Unser Freund erholte sich mit Hilfe der denkbar einfachsten Medizin: ein paar Schnitten Brot mit Käse brachten seine Lebenskräfte in einem Maße zurück, daß jede Gewaltanwendung höchst überflüssig erschien. Ich glaube, er war der frischeste von uns allen, als wir endlich das schlafende Hospiz im Lichte des Mondes erblickten, der ein letztesmal gegen den zunehmenden Sturm ankämpfte. Grimmig wie nur je sah das Haus freilich aus, einsam und düster fast wie die Hütte eines Eskimos; es wirkte wie der unzulängliche Versuch des Menschen, gegen den Willen der Natur aufzustehen, die hier alles in Eiseskälte ersticken wollte. Uns, die wir aus noch unerbittlicheren Gebieten eben zurückkehrten, kam es zunächst wie der Inbegriff der Gemütlichkeit vor. Und ich muß hinzufügen, daß der damalige Bewohner, der allein dort hauste, uns mit vollendeter Herzlichkeit zu seinem asketischen Mahle einlud.

Leslie Stephen: The Playground of Europe, 1871. Nach der Londoner Neuausgabe von 1907 übersetzt.

„MARKENARTIKEL“ IM BESTEN SINN

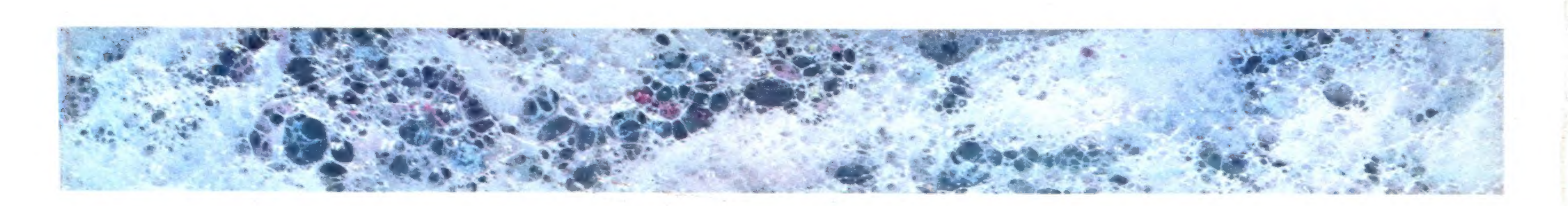
Markenartikel sollen Qualitätsprodukte sein, die dank ihrer industriellen Herstellung so günstig im Preise sind, daß jedermann sie kaufen kann. Es ist bezeichnend, daß die bedeutendsten Markenartikel-Fabriken sich aus bodenständigen Handwerksbetrieben entwickelten — die Liebe zum Beruf ist der Garant für hohe Qualität.

Dies gilt auch für die Firma Steinfels. Vor mehr als hundert Jahren schon standen die Steinfels hinter dem Siedekessel. Wohl bauten sie allmählich ein großes Unternehmen auf; doch blieben sie unentwegt dem angestammten Fache treu. Die neuen Artikel, welche im Lauf der Jahrzehnte hinzukamen, wurden auf dem gesunden Grund der handwerklichen Tradition entwickelt. Die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse werden unter dem Blickwinkel alter Seifenspezialisten ausgewertet. Ueber hundert Jahre Fachkenntnisse und Spezialwissen — dies ist ein Schatz, der sich nicht in Zahlen fassen läßt. Aber dem Konsument kommt er zugute.

Unser Unternehmen wurde ein typisches Beispiel für industrielles Denken und Planen nach Schweizerart: nicht auf Vertrustung und Monopolwirtschaft gerichtet, sondern allein auf Qualität. Hier wirken Schweizer, welche die Bedürfnisse unserer Familien kennen, denen jeder Verbraucher ein lieber Kunde ist und die mit ihrem Namen für ihre Entscheide haften. Deshalb tragen die modernen Industrieprodukte Floris, Lenis und Niaxa gleich der Stückseife als Garantiezeichen den Namen der alten Seifensiederfamilie Steinfels. Darauf kann man vertrauen.

FRIEDRICH STEINFELS
ZÜRICH

DER GRÖSSTE SEIFENPRODUZENT DER SCHWEIZ




CHATEAU DE SOUILLAC-JARNAC-COGNAC
Cognac Favraud
LA MARQUE DU CHATEAU